Biogr.
1119
n

Johann Heinrich Voß
der Freie (?).

„Die Freiheit der Ueberzeugung hat der Protestant überall zu ehren. Aber liegt eine krankhafte, unlautere Gesinnung, Mangel an Wahrheitsliebe und Schwächlichkeit des Gefühls zum Grunde, und hat eigennützige Bekehrsucht mitgewirkt: so müssen wir eine solche Erscheinung, wie jede sittliche Verderbniß und Verirrung mit dem Zorn und Unwillen betrachten, der (sic) alles Unsittliche erregt."

(Der Recensent des Sophronizon in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung No. 12. Januar 1820. S. 89.)

Biogr 1119 n

Beurtheilung

der

Voßischen Schrift:

„Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?“

und

einiger andern damit verwandten Schriften.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

112

Beurtheilung

der

Voßischen Schrift:

„Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?"

und

einiger andern damit verwandten Schriften.

1. „Sey stets, auch eifernd, ungefälscht,
Du Sohn von Teut und Mana!
Nicht schlau gehöfelt, noch gewälscht
Mit tückischer Tofana!"
Voß.

[Aus dem 6ten noch nicht ausgegebenen Stück des Hermes besonders abgedruckt.*)]

Amsterdam,
in der Verlags-Expedition des Hermes.
1820.
(Leipzig, in Commission in der Buchhandlung Brockhaus.)

[*) Dieses 6te Stück des Hermes wird am 1sten Mai ausgegeben.]

2. „Wälschen, für wälsch handeln. Das heimliche Gift Aqua Tofana, eine Erfindung und Waffe wälscher Geistlichen, ist nicht verabscheuungswürdiger, als — Vergiftung des guten Leumunds durch angezischelte Verbrechen, die den ganzen Werth des Bürgers und des Menschen aufheben."

(Voß, B. 304, in den Anmerkungen.)

I.

„Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier? beantwortet von Joh. Heinrich Voß.“

„Dumm machen lassen wir uns nicht!
Wir wissen, daß wir's werden sollen.“
Gleim.

Unter dieser Aufschrift eröffnet ein Aufsatz des Herrn Hofrath Voß das dritte Heft des Sophronizon, herausgegeben von Paulus. Als Erscheinung in unserer Zeit ist dieser Aufsatz zu wichtig, um nicht an und für sich ausführlicherer Beurtheilung werth erachtet zu werden.

Es ist derselbe besonders aus zweien ganz verschiedenen Gesichtspunkten zu beurtheilen: 1) in wiefern die aufgestellte Frage beantwor-

tet wird, und 2) in wiefern zur Sprache gebracht ist, wie im deutschen Vaterlande Unfreie dem Licht und Recht, der Vernunft und Freiheit politisch und religiös entgegen zu arbeiten bemüht und unter einander verbunden sind.

Die Beweggründe und Veranlassungen zu diesem Aufsatze waren:

(S. 3.) „Weil es mit den Lockungen der Hierarchie ernsthafter werde," weil „das Pfaffenthum mit dem Ritterthum sich verbinde," und „Römlinge in allerlei Form umherschlängeln;"

(S. 4.) Weil der V., „genauer als einer der jetzt lebenden Wahrheitsfreunde, die Triebfedern der frühern, „durch einen adelichen Bund erkünstelten," religiösen Unruhen in Holstein kenne, und „ein wahrheitforschender Besuch, wie eine Engelserscheinung"

den V. erweckt habe, „einen Lichtstrahl zu werfen in das unheilbringende Geheimniß;“

Endlich: weil Graf Stolberg in seinem jüngsten Aufsatz über den Zeitgeist fortfahre, „sein rastloses Streben für hierarchische und aristokratische Zwingherrschaft unverholen zu bekennen.“

Jeder Ehrenmann wird, Angesichts so drohender Gefahren und so wichtiger Befehdung, einstimmen in den Aufruf, S. 4: „Wem Gott Einsicht und ein Herz verlieh, „der warne, der eifere, der beschwöre!“

Obgleich nun solche dringende und ernste Beweggründe einen höheren Zweck erwarten lassen, so wird doch schon durch die Ueberschrift angezeigt, daß ein mehr persönlicher Beweggrund bei Abfassung dieses Aufsatzes vorwaltete und daß der eigentliche und wahre Zweck desselben nur sey: (S. 5.) „die Beantwortung der Frage: Wie ein

„Mann von F. L. Stolbergs Geiste im „50sten Jahre vermocht habe, aus dem Lichte „des Evangeliums in die Nacht hildebrandi-„scher Verunreinigung überzugehen?"

Es wird also gleich im Voraus als Thatsache angenommen: daß St., der Protestant, als solcher, im „Lichte des Evangeliums" gewandelt, als Katholik aber die Nacht „hildebrandischer Verunreinigung" erwählt habe. Oder sollen wir annehmen, daß der V. das Lutherthum, als solches, für Licht des Evangeliums, den Katholizismus aber, als solchen, für hildebrandische Verunreinigung ohne Weiteres unbedingt anerkenne? — Letzteres dürfen wir jedoch nicht, da im Verfolg der Schrift auch von „redlichen Katholiken" und von „dunkelnden Protestanten" die Rede ist.

Der Zweck des Aufsatzes also ist die Beantwortung der Frage: wie es möglich

gewesen, daß St., der so lange ein vortrefflicher Protestant im Licht des Evangeliums war, im 50sten Lebensjahre nicht etwa zur katholischen Kirche, sondern vielmehr zur „Nacht hildebrandischer Verunreinigung“ übergehen konnte?

„Das, und nichts was seitab liegt, will ich mit redlichem Herzen aussagen,“ verheißt der V. S. 5.

Um uns mit dem, als furchtloser Dichter für Freiheit, Recht und Vernunft, im Vaterlande bisher von Vielen hochgeachteten V. gleich von vorn herein auf das Innigste zu vereinigen im Haß gegen alle niedrige, unfreie Gesinnung, und um auf derselben lichten, kühlen Höhe mit ihm zu stehen, wenden wir uns zuerst zu dem Allgemeinen seines Aufsatzes, von den drohenden Gräueln des Junkerthums und Pfaffenthums, um sodann gerechter und klarer bei dem Be-

sonderen oder Persönlichen verweilen zu können, ohne Gefahr, uns im dädalischen Wirrgang seiner Untersuchung über Stolberg zu verlieren.

Daß Religion sowohl als Adel der menschlichen Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, wohlthätig, ja wesentlich sey, darüber wird Jedermann einverstanden seyn; eben so darüber: daß Pfaffenthum sowohl als Junkerthum (denn der Junker ist im Staat, was der Pfaff in der Kirche), gefährliche Gifte der menschlichen Gesellschaft sind, waren und seyn werden; daß aber gleich schlimmes Gift gemischt wird, wenn der Religiöse, als solcher, zum Pfaffen, und der Adeliche, als solcher, zum Junker verneidet, verhöhnt oder verklatscht wird. Auch darüber wird Jedermann einverstanden seyn, daß, so lange die Majestät des Gesetzes die Gesellschaft nicht vor jener

Ausartung in beiderlei Gestalt und deren Anmaßung schützt, die heilige Macht der öffentlichen Meinung nie aufhören darf, wider jene Unholde gewappnet zu Felde zu liegen.

Was nun aber Einzelne Schlimmes thun und wagen, im Gehege ihrer Einsicht oder im Taumel ihrer Leidenschaft, das treffe die Einzelnen; da einzelnes Uebertreiben des Religiösen wie des Adelichen, ohne Regierungsunfug und Tyrannei, nicht verhindert und vermieden werden kann. Nur daß das Ganze unüberwindlich geschirmt sey von der unverletzlichen und unwandelbaren Majestät des Gesetzes.

Nachdem in diesem Wenigen unsere eigene Denkungsart ausgesprochen ist, wenden wir uns um so lieber zu dem, was von dem V. über Pfafferei und Junkerei gesagt

wird, da sich daraus eine fast gleiche Gesinnung und Ansicht ergiebt.

„Frankreich, durch bevorrechteten Adel in Verderben gestürzt, erhub sich und forderte Abstellung der Willkühr, gute Haushaltung und gleiches Gesetz." (S. 11.) „Großes ist geschehen" sagte Klopstock zu V., „für Gesetzlichkeit der Obermacht." Aber die Plebejer sowohl als die Patricier und Fürsten, jede in ihrem Dunstkreise, sahen verkehrt und handelten verkehrt, und der große Endzweck, das Walten des Vernunftrechts vor dem Schwertrecht, ist, auch nach dreißigjährigem Kampf, noch immer nicht erreicht worden. — Solches weissagete schon Klopstock gegen Voß, „und wandte sich plötzlich mit gesenktem Haupt." (S. 11. 12.)

„Die Meinung ruhig erwägender Männer ist: die geschlossene Zunft des Adels

„(wie der Geistlichkeit, des Priester„thums) ist sowohl durch Alterthum ehren„haft, als durch Tugenden, wenn nicht der „Stammväter (die kennt man nicht), doch „einzelner Sprößlinge (Mitglieder); strebt „der Adel (die Geistlichkeit) nach der Ehre, „für unsere Zeit vorzüglich edel (religiös) „zu seyn, an Geist, Gemeinsinn und Tüch„tigkeit, so wird er wohlthätig für Fürsten „und Volk, und bleibt mächtig durch alten „Ruf und Zusammenhang; trotzt er aber auf „das Vorrecht angeborener (angepriester„ter) Tauglichkeit, will er dem Staatskör„per nicht mehren die Kraft sondern ent„ziehn, so ist er ein fremdartiges Gewächs, „das, wenn es sich nicht vertheilen läßt, „den Schnitt fordert." (S. 18. 19.)

„Die Unbegreiflichen, in deren Köpfe „man sich kaum hineindenken kann! Diese „Ansprüche auf Staatswürden ohne Geschick,

„diese Gier nach Gemeingut, wozu sie nicht „beitragen, diesen Dünkel auf Ahnherren, „die keiner kennt, nennen sie erhabenes, ihrem „Geschlecht eigenes, Ehrgefühl.“ — Klopstock sagte einst zu Voß: „Der Adel spricht „eine moralische Erbschaft an; er muß also „mit den etwanigen Tugenden der Ahnherrn „auch die sämmtliche Schuldenlast ihrer Un„tugenden übernehmen, von den Vorzeiten „der rohen Kraft herab bis zu den neuesten „der rohen Untüchtigkeit. Wen schauert nicht „vor einem mit so überschwänglicher Schuld „belasteten Erbnehmer!“ (S. 20.)

„Der adelich-Edlen finden sich wohl „überall, auch wo noch Leibeigenschaft ist. „Aber, was jetzt dem Gemeinwohl noth thut, „edel-Adeliche drängen sich nur sparsam „aus dem Dickicht der Stammbäume hervor.“ (S. 21.)

„Das Wort Jakobiner für Deutsche,

„die römisches Pfaffenthum und bevorrechte-
„tes Adelthum als Staaten im Staate be-
„trachteten, war endlich verbraucht, und bei-
„nah lächerlich; man setzte das neugeprägte
„Illuminat in Umlauf.“ (S. 42.) —
„Diese bequeme Art, sich der Widersacher
zu entledigen, ward vor kurzem mit dem
Wort Tugendbündner erneut.“ „Wer-
„den die Machthaber nicht aufmerksam, daß
„die Verschwörung gegen das Gemeinwohl
„dort brütet, wo man solche Giftnamen
„ausheckt?“ (S. 43. 44.)

Die Geschichte des holsteinischen Agen-
den-Streits, von Seite 52 ab, wird gewiß
Vielen neue Aufschlüsse über dies Unwesen
geben. Hier ist sie besonders als neues Bei-
spiel bemerkenswerth, wie natürlich die Ver-
bindung des Junkerthums mit dem
Pfaffenthum sey, wenn es verderblichen
Zweck gilt, und wie nachtheilig dem allge-

meinen Wohl und Frieden es ist, wenn ein Edelmann, wie oft, denkt: „ich bin geborner Curator des Marstalls, Curator der Jagd, des Schenktisches, der Vergnügungen; warum nicht auch Curator einer Universität?“ Man lese (S. 105—108.) das „Beispiel, wie weit Erbdünkel selbst die Klügeren verleiten kann!“ — Für die Hauptsache jener holsteinischen Umtriebe gegen höhere Aufklärung sind jedoch noch recht viele Actenstücke zu wünschen und zwar eben von dorther, und besser beglaubigt, als was der V. hier darüber beigebracht hat.

Ob die neuern Religions-Streitigkeiten daselbst wirklich nur als eine Fortsetzung jener früheren, durch einen adlichen Bund erkünstelten Unruhen anzusehen sind? Der V. meint es, und sagt: (S. 110.) „Der „Prediger Harms, ein gewiß wohlmeinen„der, und, so weit Einsicht es verstattete,

„wohlwirkender Mann, wird staunen, zu „welchem Zweck man ihn mißbrauchen wollte, „und sich besinnen, zu welchem Zweck ihn „der Vater des Lichts mit Gaben gerüstet „hat. Er, ein Diener des lautern Evan„geliums, und nicht menschlicher Ueberlie„ferung, wende sich gegen die heimtückischen „Zwingherrn, welche, statt ihrer jüngst, auf „Befehl der öffentlichen Meinung, entlasse„nen Leibeigenen, jetzo sogar Geisteigene ver„langen. Er bekämpfe mit uns die Erb„feinde der bürgerlichen Gesell„schaft, die, grausamer als Berittene der „Vorzeit, unserem Himmelsgute, wodurch „der Mensch vom vernunftlosen Geschöpf „zum Engel strebt, hinter dem Busch auf„lauern.“ — „Sie fragen nicht, ob Dumm„heit dem Staate Gedeihen bringe.“ — „Sie wollen dumm machen, damit sie fort„gelten für erbklug zu den ersten Aemtern

„des Staats, dessen Bürger, dessen Ge-
„lehrte ihnen Spottnamen sind, dessen Lasten
„ein wenig mitzutragen, sie für großmüthige
„Aufopferung erklären. Sie verlangen Erb-
„rechte ohne Erbpflichten; sie verlangen vom
„Staat nicht nur Schutz, sondern Vorzüge,
„ausschließende Vorzüge, ohne zur Macht
„und Ehre des Staats beizusteuern mit Gut,
„Arbeit und Geist. Nicht für Gemeinwohl
„regt sich ihr angeborener Mutterwitz; nein,
„einzig für ihr besonderes Wohlbefinden, für
„zechfreien Mitgenuß, für unbeschränkte und
„ungeschmälerte Wegprassung des Leckersten.
„Dies Erbdronenrecht begeistert sie, wie den
„Griechen Freiheit und Vaterland; dies fort-
„zuerben auf ihre Drönlinge, reizen sie um
„einander das Volk auf den Fürsten, den
„Fürsten auf das Volk, dies zu vertheidigen,
„ergeben sie sich dem dunkelnden Papst, und
„dem anarchischen Satanas.“ (S. 110–112.)

Mittheilungen solcher Art können nicht genug wiederholt und verbreitet werden, und reizen gewiß jeden Unbefangenen zum Lesen der Schrift selbst.

Wir wenden uns nunmehr zu dem besondern (persönlichen) Theil, zu der Beantwortung der Frage: „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?“

Die Frage zerfällt, wie durch Obiges bereits hinlänglich angedeutet ist, in zwei andere: 1) Wie ward F. St., als Graf, und 2) wie ward er als Christ ein Unfreier?

Die trauliche Milde dieser so gestellten Frage ist höchlichst zu loben, denn „nach weltlichem Sprachgebrauch,“ und nach der schonungslosen Härte der Beantwortung, würde die Frage so zu stellen gewesen seyn:

„Wie ward Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ein Junker und Pfaff?“

Ob der Verf. durch jene Milde der Ueberschrift sich selbst ehren, oder den Freund und das Publikum lockend täuschen wollte, lassen wir dahingestellt seyn, so viel aber ist gewiß, daß diese traute Milde der Ueberschrift nicht seiner Gesinnung für den alten Freund angehört, sondern nur den Werth und Zweck eines einladenden Aushäng-Schildes hat. Behalten wir jedoch hier die Milde der Ueberschrift bei:

I. Wie ward F. Stolberg, der Graf, ein Unfreier?

Das „Wie?" der Frage, welches der V. sich eigentlich zur Aufgabe machte, ist offenbar bei der Hauptsache von wenig Bedeutung, und läßt schon im Voraus vermuthen, daß es dem V. mehr auf Geklätsch, auf armseliges Vermuthen und Spioniren (V. nennt es auch in Oden: „schniffeln") abgesehen war, als auf

geschichtliche Darstellung eines heillosen Junkerthums in St., welches dem Geist und Zweck seines Aufsatzes entsprochen und näher gelegen hätte. Prüfen wir nun die hier sorgfältigst zusammengestellten Zeugnisse, nach dem Grundsatze Leßings, welchen V. selbst, (in seiner „Vertheidigung gegen Lichtenberg, im deutschen Museum 1782, 1ster Band S. 235) anführt: „Wer in dem allergingsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit blos der Wahrheit wegen liebt."

„Als Zwanzigjähriger ward St. (vom Herbst 1772 bis 1774) den Freunden in Göttingen werth durch aufstrebenden Geist und Biedersinn. Er trat nebst seinem Bruder dem Bunde bei, wovon in Hölty's Leben geredet wird." — (V. zählt dort [S. xxx.] zum Glanze dieses

Bundes ausdrücklich: „Umgang mit Grafen, die Griechisch lernten und Oden dichteten.“) — Indeß sey St. den bürgerlichen Mitgliedern des Bundes weniger nah gekommen als Jünglingen seines Standes, vorzüglich den Grafen Reventlow und Haugwitz. — In den Bundesversammlungen jedoch war St. „rein menschlich“ — bei Gesellschaften in seiner eigenen Wohnung sey das rein Menschliche vermißt worden. — Ein Bundes-Bruder meinte: Christian Stolberg, V. dagegen Friedrich Leopold St. sey weniger adelstolz.

Die schon hier beginnenden Mäkeleien: ob „mehr oder weniger adelstolz“ — sind, so wie sie eben gegeben worden, keiner Beachtung werth, und erregen nur Ekel.

„Aus Klopstocks Umgange brachte St. eine schwärmerische Liebe für Freiheit mit. Klopstock widmete den Brü-

dern (1773) die Ode: „Weissagung“ (Werke II. 7.) mit der End-Strophe:

„Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst Du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch;
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!“

„Aber die Stolberge dachten sich bei Vernunftrecht zunächst adeliches Vorrecht, ehmals mit dem Schwert erkämpft, jetzt vernunftmäßig.“ — V. „lockt“ diese Lästerung aus einer Ode St's, (Gedichte der Brüder, Grafen zu Stolberg S. 5.) Man lese jedoch diese Ode und die übrigen aus dieser Zeit, z. B. die jener nächste, „der Harz“ und man wird nirgend den leisesten Ton finden für Schwertrecht wider der Vernunft Recht. — Daß Obiges wider St. spätere Nachlästerung sey, das ergeben urkundlich Voßens eigene Oden aus jener Zeit, von welcher die eine (Lyr.

Ged. I. 29.) die Ueberschrift führt: „Stolberg der Freiheitssänger," und folgende Strophen enthält:

„Antworte Stolberg's hohem Ruf:
Freiheit und Vaterland!
Antworte dreifach, Wiederhall,
Dem hehren Ruf!"

„Ach! nah' ich Herrmann's edlem Sohn?
Ich staun'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? ich den Mann,
Den Teut erkohr?"

„Ich geh', und sag' umarmend ihm,
Nicht fein, nach Höflingsbrauch;
Nein, grad' und deutsch: dich liebt mein Herz,
Und ist dein werth!"

Sollte V., der Jüngling, über jene Jugendzeit Stolbergs weniger Glauben verdienen, als V., der eifernde Greis, im Jahr 1819? —

S. 6. erzählt V.: Stolberg habe sich in Kopenhagen (wo er sich von 1775—77 als dänischer Kammerjunker aufhielt) „an

ein hohes Wir gewöhnt," „und so ent-
„stand jenes Gemisch vornehmer, sich ein-
„ander verklärender Gefühle, die bald in
„lyrischem Tone laut wurden: Ich bin ein
„Deutscher! Ich ein Graf! ein Stolberg
„aus mythischem Alterthum! ein mehr als
„gräflich Genie *). Daher das Titel-
„kupfer vor den Gedichten der ritterlichen
„Stolberge: zwei Bergkentauren mit stre-
„bendem Schweif von der Höhe trabend."
— Jene Gedichte der Stolberge erschienen
1779, und wurden herausgegeben von

*) Es ist auffallend, daß viele Tonarten dieses Voßischen Aufsatzes sich auch in den Aufsätzen des geistreichen Lichtenbergs wider Voß finden. So heißt es (im Gött. Mag. 2ter Jahrg. 3tes St. S. 164.) von Voß: „Also der ein-„gebildete, herabsehende Mann, der sich er-„kühnt (Otterndorf 1781) zu sagen: Ich „(warum nicht von Gottes Gnaden?) Ich „schreibe nach griechischer Aussprache!"

Voßens älterem Schwager H. Chr. Boie. — Diesem also, dem Herausgeber, gehört die Anordnung des Drucks, diesem also auch das Virgilische Motto:

„Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.“

welches dann der überdem so gern gelehrt verzierende Meil, entweder selbst oder auf Boie's Vorschlag, zu der Vignette benutzte. — Sollte dennoch St. selbst das Titel-Bildchen angegeben haben, und V. solches bestimmt wissen, so ist schwer zu begreifen, daß darüber nichts näheres beigebracht worden, da so viel anderes, weit weniger hierher Gehöriges so vollständig ausgeschwätzt ist. — Wenn nun aber der V. die Titelkupfer vor Anderer Büchern aus so argen „Daher's“ deutet, so entsteht die natürliche Frage: woher die Titel-Kupferchen

zu dem 5ten Theile seiner „sämmtlichen Gedichte:“ (Königsberg 1802) der Sänger auf dem Sonn'aufstürmenden Flügel-Roß, und die drei Grazien, welche eine Leyer in derselben Reben-Laube aufbinden, in welcher, auf dem Kupfer des folgenden 6ten Theiles, der lorbeergekrönte V. selber im Schlafrocke sitzt? — Wollte er dann so ehrlich seyn, und sagen, sein Verleger habe ihm, aus bloßer Galanterie, wie er hoffe, das Flügelroß mit sammt den Grazien — aufgebunden, so würde Mancher dawider einwenden: daß jene Decorationen unfehlbar von ihm, dem V., selber herkämen, der, in nicht geringem Dünkel, schon 1781 in der Zueignung der Odyssee an Stolberg sich eingebildet: „der Welt nicht, aber der Nachwelt Dank“ werde sein Lohn für jene höchst unvollkommene Uebersetzung seyn,

„und über den Sternen
Unter Palmen ein Sitz, zur Seite seines
Homâros."

Das alte Sprichwort sagt: „Niemand sucht den Andern hinter dem Ofen, als welcher selber dahinter gesteckt." Lichtenberg sagt deutlicher: „das Gewissen ist ein böser Ausleger!" *)

Man sieht, was von Vossischem „daher" sowohl hier wie anderwärts zu halten ist! Was sein Schwager aus gelehrter Artigkeit, Achtung oder Dankbarkeit gegen St. that, wird diesem als anklebendes Junkerthum aufgebürdet. S. 104 wird die Vignette vor Stolbergs „Jamben" dem Grafen Christian Stolberg mit gleichem scharfsinnigen Schimpf gedeutet.

*) „Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands ꝛc." im Gött. Magaz. 2. Jahrg 3. St. S. 454.

(S. 12.) Im März 1789 sprach St. „froh von der Beschränkung des (französischen) Throns.“ — Aus Berlin schrieb er am 21. Juli, „jubelnd über die Morgenröthe der Freiheit;“ und am 30. Juli, „jubelnd über den hellen Tag,“ nachdem er die Zerstörung der Bastille, die Errichtung der National-Garde, die Entfernung der Truppen vernommen hatte. Aber sobald man am 4ten August die Lehnrechte und Vorrechte des Adels aufhob, „erkaltete Friedrich Leopold.“ —

Im December 1790 schrieb er: „in Frankreich gehe es schlecht; er sehe dort nichts, als Leutlein mit kleinlichen Leidenschaften.“ Wenn St. die Trunkenheit für die franz. Revolution früher verlor, als z. B. Klopstock, so verlor er sie doch später als Gleim, welcher schon 1789 Schlimmes prophezeihte, da noch Alle sich

der Revolution, als nur Heil- und Licht-bringend, erfreuten. *) — Gleim aber wird von V. selbst überall als Redlicher anerkannt und als Trefflicher. Daß aber St., wenn auch für die franz. Revolution, doch nicht für die Freiheit im August 1790 erkaltet war, das bezeugen seine Ode an Hompesch (Voßens Mus. Alm. für 1792), welchen er besingt als den Berauschten „von edlem Tokai des Freiheits-Gefühls;" und, (da die eben angeführte von V. erklärt worden) die Ode: „An den Kronprinzen von Dänemark," (Mus. Alm. für 1793) mit den beiden Strophen:

„Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leier, Jüngling; ich weihte sie
Den Freunden nur und Gott, und süßem
Häuslichen Glück, und der Liebe Thränen,

*) Man sehe Gleim's Leben von Körte, S. 251—257, vorzüglich die Briefe Gleims an Franz von Kleist.

Und dir, Natur, im Hain und am Meergestad,
Und dir, o Freiheit! Freiheit, du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes!"

Stolbergs Umgang, außer mit Voß, war besonders mit (seinem Jugendfreunde) dem Grafen Friedrich von Reventlow, welchen V. darstellt als „vorragend an geschliffener Weltklugheit und üppigem Witz" und (S. 108.), als einen „durchaus nicht schwärmerischen," sondern „wohl überlegenden Mann," und dessen Gemahlin Julia, einer Tochter des „Kaufmanns" Schimmelmann, nach V. „vorragend an empfänglichem Geist und (zu) zartem Gefühl." — Jener „strenghaltend auf Vorrechte der Geburt," diese auf Vorrechte „des ererbten Katechismus" dabei für ihre Gutsangehörigen

(d. i. Leibeigenen) „sorgend durch leiblichen und geistlichen Trost, und daher die fromme, auch wohl der Engel Julia genannt." — Daß St. Umgang mit diesen Menschen seines Standes neben dem mit dem Voßischen Hause gepflogen, wird ihm, im Verlauf der Schrift, gar sehr übel gedeutet, und daher gar vieles erklärt.

Im Frühling 1791 trat St. als Präsident der Fürstl. Bischöfl. Regierung zu Eutin aus dem dänischen in den eutinischen Dienst, machte aber vor Antritt dieser Stelle eine Reise nach Italien.

S. 17. „Als St. gegen den Frühling 1793 zurückkehrte, kannten Voßens ihren alten Freund nicht mehr. Eine für Eutin prunkende Einrichtung, Ueberfluß von Bedienten des Hauses und Stalls, von Kutschpferden und von Reitpferden,

Verschwendung in Küch' und Keller, an der Tafel vornehme Steifheit und Mißlaune. Wie ungleich den traulichen Agnes-Schmäusen*), da noch ein Pfannkuchen mit Lauch etwas bedeutete!" — Wenn St. nach seiner Rückkehr in Eutin sich einzurichten hatte als Präsident der dortigen Regierung, wie konnte dem V. es auffallend und mißfällig seyn, daß jener, als Mann von Stand, Amt und Welt, seinen öffentlichen Verhältnissen gemäß sich nun anders einrichtete und reicher als zu Pfannkuchen und Lauch? — Im Voßischen Hause konnte ja deßhalb den Freunden auch ferner ein Pfannkuchen und Lauch noch etwas gel-

*) Jedem Zartfühlenden muß die Art, wie der verehrten Agnes und ihrer nachgelassenen Kinder im Verlauf des Aufsatzes erwähnt wird, als beständiger Haß und Groll wider die Gräfin Sophie und ihre Kinder, höchst widerlich auffallen!

ten, und „neben Scherzen ein Schwank" sich ausnehmen, und so das traute Verhältniß recht gut fortbestehen! War denn der Ueberfluß in Küch' und Keller des Präsidenten an und für sich dem V. so was höchst Widerwärtiges und Unerfreuliches? Wenn neben Scherzen „der Schwank" *) an des Präsidenten Tafel sich nicht ausnahm, so lag das wohl mehr an jenem als an dieser. Und liegt denn

*) „Schwank" ist, nach Voß, gleichbedeutend mit „Jux." (s. Deutsches Museum 1782. 1ster Band S. 229.). Man muß überhaupt bei Voßischen „Scherzen" und „Schwänken" sich alles Gedankens an Witz und Anstand entschlagen. Man lese nur den plumpen „Reigen" und „Rundgesang." (Sämmtl. Gedichte IV. S. 55. und 118.) und erinnere sich, wie zu solcherlei Versen als:

„Hält man nur den Fladen feucht,
Dann verdaut und schläft man leicht!
Chor: Hält ꝛc."

in den Anmerkungen (V. 300) auf das horazische „Dulce desipere" Bezug genommen, und für „dicksinnige Leser" bemerkt wird: „Hier wird gescherzt!"

etwas so Tugendliches, so Ruhmwerthes darin, bei Pfannkuchen und Lauch traut und fröhlich zu seyn? Wer hat in jugendlichen Jahren nicht etwa auch Verse gemacht, und bei Pfannkuchen und Lauch neben Scherzen eines Schwanks sich erfreut? — Wenn V. sich nicht eben so gut zur feineren Geselligkeit stimmen konnte, wie Stolberg auch der trauteren Geselligkeit geeignet war, so lag das nur am Rector Voß, nicht aber am Präsidenten, Grafen Stolberg. — Man übersehe dabei nicht, wie V., in seiner Weise junkernd, S. 17 und 18 erzählt, wie einst an seinem Tische St. homerischen Kykeon gemein, „nach dem Buchstaben," aus Rothwein, Honig, Mehl und geriebenem Käse gemischt," Voß aber solchen vornehm, „nach dem Geist, griechischen Honig und Blume des Mehls in zerkrümelte Zuckerplätzchen"

übersetzt habe, dafür von den Frauen gelobt." — Hier wird Stolberg von dem V. öffentlich belächelt wegen Ungeschicks an seinem Tische; wo ist aber Zeugniß, daß der V. von Stolberg, wegen Ungeschicks an seiner Tafel, belächelt worden?

S. 18. „Auch in Voßens Hause ward die manchmal sich hervorwagende Fröhlichkeit immer schüchterner." St. „war ein anfahrender Gebieter, und achtete es klein, die „erprobte Redlichkeit zu kränken, zu beleidigen, wohlmeinende Vorstellungen von zeitlichem und ewigem (?) Heil in bösartige zu entstellen und zu verketzern." Zum Zeugniß und als Beispiel wird folgendes Geschichtchen erzählt:

„Einst, nach langer Scheu, wollte V. „bei St. zu Mittag essen. Auf dem „Schloßhofe begegnet er St., mit Nicolovius aus dem Schloßgarten kommend:

„Wie haben Sie's in Sicilien gefunden?“ fragte V. „Und nun eine unaufhaltsame „Belehrung von dem gräßlichen Ehemals „und dem erwünschten Jetzo,“ während welcher V. langsam zurückschlenderte und, „un- „gefragt um den Zweck seines Ganges, von „dem Belehrenden bis an die Linden der „Voßischen Hausthür begleitet ward.“

Dies Geschichtchen beweiset, 1) daß V. zu Stolbergs Tafel ging ohne Weiteres, ohne Ladung und Meldung, wie unter Freunden fein und löblich ist; 2) daß der „biedere“ V. es übel nahm, daß St. nicht um den Zweck seines Ganges fragte; 3) daß der „verständige“ V. die Erzählung St's von Sicilien übel aufnahm als „Beleh- „rung“; 4) daß der „redliche“ Voß nicht offen sagte: St. ich bin heute „so durchaus heiter, daß nichts mich verstimmen könnte,“ und wollte bei Ihnen essen; sondern

daß er schmollend zu Hause blieb. — Von St's Junkern gegen V. hier noch immer keine Spur! —

S. 18. 19. „In jener Zeit über den „Adel mit Adlichen zu reden, vermied man „gern.“ „Erbittert durch Ansichten, die „Vossens Gesang der Neufranken für „Gesetz und König aussprach, trug St. „ihm seine Galle zu und behauptete: Der „Adel sey ein edlerer Menschen„stamm, von eigenem Ehrgefühl, „erhaben über die niedrige Denk„art der Unadlichen und dadurch zu „Vorzügen berechtigt.“ — Wo, wann sagte St. solches, dies, zu V.? — Der Vorfall wäre hier dringend nothwendig zu erzählen gewesen! das „dadurch,“ ob es wirklich von St. so gesprochen ist oder ob es mit des V. obigem „daher“ gleichen Grund hat, kann

leider nicht entschieden werden. Indeß fuhr St., nach V., also in seiner Rede fort: „Wer Teufel! kann uns nehmen, was unser ist?" — „Wer's Euch gab," sagte V., „die Meinung." Im Weggehn rief er durch die halboffene Thüre zurück: „Verzeihn Sie mir meinen Schuh, ich verzeih' Ihnen den Barfuß." — „Den fliehenden Parther" suchte V. heim mit einem Distichon, und späterhin, im Sommer, mit dem „Junker Kord." — Bemerkenswerth ist, daß das Distichon der ersten Wuth den „fliehenden Parther" selbst sehr säuberlich anredet:

„Was Dich erhob vom Adel, die edlere
Menschlichkeit, schmähn sie;"

daß dagegen der spätere „Junker Kord," welcher mehr indirect, „neben Scherzen," rächen sollte, mit dem Schwank (Jux) schließt:

„Bald seht ihr junge Zucht, dem edlen Vater gleich;
Spielt nicht des Kutschers Tück' ihm einen Kuckuksstreich.“

Wie kann V. demselben Manne *edlere Menschlichkeit*, und so heillose Stock-Junker-Gesinnung zugleich andichten? — Es muß jenem Wortwechsel im Rectorat, „in jener Zeit da über den Adel mit Adelichen zu reden man gern vermied,“ noch Allerlei vorangegangen seyn, was V. entweder nicht geschickt genug angewandt, oder was er ungeschickt herbeigeführt hat; wenigstens findet sich *in Allem was von St. gedruckt vorliegt*, auch nicht die entfernteste Spur von jener überschwänglich armseeligen Junker-Gesinnung, wohl aber *überall das gerade Gegentheil davon*. *) — Wenn St. mit V. gerechtet

*) So z. B. schreibt Stolberg (19ten August 1791) aus Ulm (s. Reise I., 50) bei Gele-

hätte über die wahre Mischung des homerischen Kykeon, dann hätte der Rector wohl wider den Grafen herausfahren können: Verzeihen Sie mir meine „zerkrü-

---

genheit der Stuttgarter Militär-Akademie: „Warum sind die Adlichen von den Bürgerlichen durch die Tische getrennt? Es ist nicht weise, die Jugend auf die Ungleichheit der Stände aufmerksam zu machen, ehe sie einsehen lernet, daß eben aus dieser Ungleichheit eine Harmonie des Ganzen, zum Vortheil Aller, entspringt. Der auf solche Art ausgezeichnete Junker geräth leicht auf die böse Vorstellung, daß er besser sey als andre, weil er vornehmer ist.“ — „Muß nicht sowohl diese Ausnahme als die Regel in den Adlichen den Geburtsstolz nähren? Nährt sie nicht in den Bürgerlichen diese Abneigung, diese Erbitterung gegen den Adel, welche gewiß die Herzen nicht weniger verderbt als jener Geburtsstolz?“ — Solches liegt von St. aus dieser Zeit aller Welt gedruckt vor Augen! —

melten Zuckerplätzchen" ich verzeihe Ihnen „den geriebenen Käse!"

S. 21. Nach jenem Vorfalle nun ward „dem V. das dämmernde Gefühl klar, warum „er von jeher Scheu hatte, mit St. in vor„nehmer Gesellschaft zu seyn; woher die „Mischung von Demuth gegen Höhere, „von flatterndem Witz gegen Gleiche, von „Leutseeligkeit gegen den Gelehrten. Nun „begriff er, wie es möglich war, daß sein „sonst so herzlicher Freund, wenn ihm die „Laune kam, in scheinbar freundlichem Ge„dankenwechsel sich plötzlich herrische Ent„scheidungen verstattete." — Die Unbehaglichkeit in vornehmer Gesellschaft, wo sich „neben Scherzen ein Schwank" nicht besonders ausnahm, und ein Eyerkuchen mit Lauch nicht eben was galt, auch witzlose Gelahrtheit sich nicht vernehmen lassen konnte, wird man dem wackern

Schulmeister eben so gern glauben als verzeihen, ohne deßhalb jene Unbehaglichkeit, als Zeugniß des Junkerthums, wider den Grafen Stolberg gelten zu lassen. — S. 21. ruft Voß, im Widerwillen jener Unbehaglichkeit, aus: „Das that nicht „Mäcenas seinem Horaz. — Gewiß an„ders, als St. mit V., lebte Kleist mit „Leßing und Gleim." — Richtiger würde es heißen: Das that nicht Horaz seinem Mäcenas. Gewiß anders lebten Leßing und Gleim mit Kleist. — Freylich war zwischen diesen Männern, nach ihren gedruckt vorliegenden Briefen an einander, nie die Rede von mehr oder weniger Adelstolz, von mehr oder weniger fromm, von mehr oder weniger vornehmem Essen und Trinken, oder von adelicher Leutseligkeit gegen Gelehrte, so wenig wie von Katholizism, und von dieser und jener Art von

Freiheit, am allerwenigsten von rächenden Distichen, und schimpfenden Elegieen und Oden des Einen wider den Andern. Außerdem waren diese Männer in gleichen Verhältnissen, keiner dem andern amtlich vorgesetzt, keiner eben viel reicher als der andere, und, was mehr als alles bedeutet, sie waren alle gleich anspruchlos und redlich gegen einander. — Daß V. sein Verhältniß gegen St. mit dem des Horaz zum Mäcen vergleicht, gewährt einen tiefen Blick in die geheime Quelle des ewigen Misverhältnisses zwischen ihm und St., und beweist, daß V. zwar Stolberg oft mit Mäcen, nicht aber eben Horaz mit sich verglich, und sich vielleicht nie den feinen, mit aller geselligen Anmuth ausgestatteten Horaz lebendig dem edeln Mäcenas gegenüber gedacht hat. Oder denkt sich V. den Horaz eben so schroff, steif, höhnisch,

ungelenk und schulmeisterhaft gegen Mäcenas, wie Er. gegen St. sich zeigt? — Das würde aber den edeln feinsinnigen Römer zu arg übersetzen heißen! Würde Horaz, während Mäcen in der Ecke saß, so Unerfreuliches so lang und breit, und so behaglich auf- und abschreitend, geredet haben, so daß Mäcen endlich schreckliche Gesichter über ihn schneiden mußte? (s. S. 14.) — Sollte Horaz wohl die Nase so gerümpft haben über seines Mäcenas hochadlichen Aufwand? — Und, wenn Mäcenas allmählig zum orthodoxen Heidenthum übergetreten wäre, aus dem Vereine philosophirender Weisen heraus, würde Horaz wohl so ungebärdig gelärmt haben, vor aller Welt den edeln wohlwollenden Freund zum Scheusal aufstellend, in grimmig-höhnenden Oden, Liedern und Epigrammen? Ob Horaz endlich auch aus dem unbedeutendsten Thun und

Lassen seines Mäcenas irgend einen hochadlichen Wurmstich scharfsinnig mag herausgeschniffelt haben? — S. 20 scheint V. wirklich sich als „barfüßigen Freund" gegen den „warmgeschuheten" Grafen anzusehen; das ist aber lediglich seine eigne Schuld. Nie hat Leßing oder Gleim sich barfüßig gestellt oder gefühlt gegen den alt-adelichen Kleist; eher wohl Horaz gegen Mäcenas, aber nicht neidisch, nicht schmollend, sondern etwa schelmisch-anspielend auf das kleine Gütchen, das ihm noch fehle.

S. 22. „Der Dämon, der damals „(1793) den armen St., und durch ihn „seinen Freund *), noch am meisten beunruhigte, war jener durch Frankreichs Um-

*) Sollte V. Stolberg's „Freund" wohl je gewesen seyn? Kann er überhaupt Jemandes gewesen seyn!? cf. die vorliegende Schrift, von Seite 1 — 113.

„wandlung geweckte oder erbitterte A h n e n-
„s t o l z." St. lud um diese Zeit V. zum Abendessen. V. saß bei Tisch an der Ecke neben Bernstorf's (des Ministers) ältestem Sohne, und fragte diesen „gleichgültig:" ob, wie es hieß, ein französischer Gesandter nach Kopenhagen käme? *) Die Antwort vernahm er nicht, denn der lauschende Wirth fuhr auf, und beleidigte V. so, daß er wegging, als Geschiedener. Den andern Morgen kam St. r e u i g zu V., es erfolgte Aussöhnung. — Hierzu noch folgendes Geschichtchen:

S. 25. Einst (in derselben Zeit „da über den Adel mit Adelichen zu reden man gern vermied") da V. mit Hensler an St's Tafel war, fiel das Gespräch auf

*) Solche Frage war, zu jener Zeit, nirgends gleichgültig, am wenigsten von V. und an St's Tische.

adliche Landgüter in Bürgerhänden. Weitläuftig schilderte H. des Adels Ausschweifungen. „Sehr arg" fuhr V. fort, „zeigt „das schon 1587 Meigerius: Der Adel „habe, durch wüstes Leben geschwächt, an„gebliche Beherer auf der Folter zum Ge„ständniß genöthigt und verbrannt." — Warum, fragte H. auf dem Rückwege, sah St. so düster aus? — „Unser Gespräch," antwortete V., „war jakobinisch!" — Wie unfreundlich, unbesonnen und lieblos oder vielmehr wie ungeschickt war es von dem („verständigen," „rechtschaffenen," „biederen") V., daß er, der St's, seines Mäcens, empfindlichste Seite kannte, jenem Gespräche des unbefangenen Hensler nicht alsbald eine andere Wendung gab! Er liebt es ja sonst so sehr, wenn „neben Scherzen ein Schwank" sich ausnimmt, warum goß er denn hier statt dessen Oel in's Feuer,

wohlwissend, daß solch Gespräch zu der Zeit an St's Tafel anstößig war?! — Wer mag es dem Grafen St. als Junkerthum auslegen, wenn er über so wissentlich-gehässige Voßische Belehrung bei Tisch düster ward?

S. 26. „Der Winter 1794 vermehrte den Ingrimm St's auf deutsche Jacobiner, weil Jemand St's Bemerkung, daß sein Vater zuerst die Leibeigenen auf seinem Gute freigelassen, als unrichtig darthat. — Wie dies St's Ingrimm vermehren konnte, wird nur durch Voßische Auslegung denkbar.

S. 28. Als V. im Mai 1794 bei Gleim war, erhielt er St's Ode: „die Westhunnen." — Die Westhunnen, die St. Voßens „arglos fragender" Frau „mit entathmetem Grimme" erklärt hatte, sollten nicht „Franken" heißen, „weil seine Mutter eine Gräfin Castell aus Franken sey." — Dieses „weil" ist unfehlbar

nicht St's, sondern Voß'ens. — „Als Gleim die Flüche (der Ode) gehört hatte, sagt' er lachend: „hätten die Franzosen nichts Aergeres gethan, als hochmüthige Junker fliehn lassen, und aufsätzige Priester gezähmt, sie verdienten Lob!“ — Ob Gleim das gesagt habe, ist nicht zu beurkunden, wohl aber, daß er an St. über diese Ode geschrieben: (2. Juni 1794.) „Ein Halbse„hender, dächt' ich, müßte sehen, daß jetzt „zu Reformen die Zeit nicht ist. Die nie„dere Menschenclasse (bellua multorum „capitum) ist ein feuerspeiender Berg; man „muß nicht Einen Funken in ihn werfen, „er speit und hört nicht auf, so lange zu „einer Lava noch Eingeweide vorhanden ist.“ — „Jeder rechtschaffene Deutsche sollte ge„gen die Teufelsrotte sich öffentlich erklären, „aber vor Declamationen sich hüten.“ „Ihre Westhunnen, Theurer, sind

„vortrefflich; aber die Stelle Stürz'
„in Staub doch, und das Wort H.re,
„dünkt mich empörend. Es ist ein Wort,
„das in eines Predigers und in eines Dich-
„ters Munde mir von jeher unausstehlich
„gewesen ist.“ —

S. 28. erzählt V. seinen Gram über die Absetzung des Kieler Professors K. F. Cramer, eines Jugendfreundes und Duzbruders von St. — Dieser Cramer, erzählt V., „hatte die ewigen Begriffe von Frei-
„heit oft so schief gefaßt, so wunderlich aus-
„gedrückt,“ daß er, „der ihm selbst allein
„schädliche Mann, dem edlen Bernstorf als
„ein gefährlicher angezeigt ward. Dieser
„ermahnte den Sohn seines Freundes,
„warnte, drohte, — umsonst. Bald nach-
„her, da Bernstorf noch Cramer's Reue
„und Herstellung wünschte, trafen sich Cr.
„und Friz St. — Der unglückliche Cr., der

„seinem Friz nichts zu Leide gethan, der „nur dem Adel Bürger-Tugenden „gewünscht hatte, ward wie fremd über„sehen, wie verpestet gescheut; er ging in „des Wirths Garten, und weinte sich „aus;" „ein herzlicher Zuspruch hätte den „guten, talentvollen, nur unbe„sonnenen Freund gerettet." — Das klingt für einen Brausekopf, wie C. F. Cramer, fast zu weinerlich, um so wahr zu seyn. Um diesen „guten, talentvollen Freund" näher kennen zu lernen, sey hier folgendes mitgetheilt. St. schreibt an Gleim: (22. Juni 1794) „Cramer hat „seinen Abschied nach wiederholter Warnung „erhalten, und nachdem er an die deut„sche Canzellei in Kopenhagen ge„schrieben hatte: er halt' es für „seine Pflicht, seine politische „Denkungsart zu verbreiten."

An Gleim aber schrieb dieser Cramer, (Hamburg d. 6. Jun. 1795) über das 1ste Stück seiner „Ehrenrettung der Gironde" unter andern: — „Ich muß es Ihnen nur „geradezu und offenherzig gestehen, daß ich „in diesem Stücke Sie (damals Ihr Feind „geworden,) stark, bitter, und ohne Scho„nung angegriffen habe, wegen des Ihrer „Muse und Gerechtigkeit nicht werthen „Epigramms, in welchem Sie, sich zu den „Gentz'en und Rehberg'en gesellend, „diesen würdigsten Denker und Handler „Frankreichs" (Sieyes)," der, nach Rousseau „am meisten für die Grundfesten der mensch„lichen Gesellschaft gearbeitet, und nie sich „auch nur des leisesten Verdachts der gegen „ihn ausgestreuten Beschuldigungen schuldig „gemacht, öffentlich als einen „Atheisten" „und „Bolzendreher" brandmarkten." — „Sie werden jetzt selbst von diesem Irr-

„thume zurückgekommen seyn. Mit Freu„den komme ich daher auch von dem der „Verkennung Ihrer zurück. Ich betrachte „also Alles *), als: non avenu! — Pas„sati errori!“ — Wie Gleim, ist in jenem Hefte auch Schlözer, Wieland und Möser behandelt. — Gleim antwortete: (20. Juni 1795.) „Seyn Sie, lieber Herr „Professor, meinetwegen außer Sorgen! Und „hätten Sie das Aergste gegen mich geschrie„ben, — weil Sie an Ihres Vaters und „Klopstocks Freunde sich versündigt, hätte „ich Sie bedauert, Ihr Feind aber wäre „ich nicht geworden! Sie sind ein braver „freimüthiger Mann, überschreiten aber, gleich „einem zügellosen Füllen, die Gränzen der „Humanität und des Wohlstandes, beides „weiß ich, und lasse Sie seyn, was Sie sind,

*) Nämlich Alles, was von Cramer über Gleim Lästerliches gedruckt worden.

„Sie können nichts anderes, nichts besse-
„res, nach meinem Begriff, seyn!" und am
„26. Juni: „Ich habe Ihre Hefte durchge-
„sehn, und gefunden, daß Sie ein in Lei-
„denschaft brennender Ueberspannter sind.
„Also fürcht' ich mich vor näherer Verbin-
„dung mit Ihnen!" — So dachte Gleim
über diesen Cramer, welchem V. als einem
„guten", nur unbesonnenen Manne
wider St. nach fast 30 Jahren noch das
Wort redet.

Obiges über Cramer mag hinreichen, um
einen Begriff von dem Maaßstabe zu geben,
welchen der „verständige" V. in jener
bedenklichen Zeit für Freiheitssinn und
Wohlstand gegen Adeliche hatte; für das,
was er sich erlaubt hielt gegen St., und für
das, was ihm an St. anstößig war. Die-
sem Maaßstabe nach, waren ihm denn auch
seine Oden wider St., „Offener Zorn"

und „die Andersdenkenden," nicht mehr als recht und billig.

S. 30. findet man noch allerlei, wie Stolberg in dieser Zeit in beständiger Fieberglut gewesen, und wie er gegen V. Flüche wider Franzosen und Illuminaten gewütet habe, „die zu hören sein Kutscher gewöhnt seyn mochte." — Eines Nachmittags, da V. auf dem Ohnesorgenstuhle gestreckt ausruhete, brach der Dämonische herein, und schüttete ihm seine Galle vor. V., in behaglicher Laune, ruhete fort, und hörte zu. Endlich erschöpft, sprach St. mit Voßens Frau über Blumen und ging. Ob Horaz wohl auch so in behaglicher Laune gestreckt fortgeruht hätte, wenn sein Mäcenas in heftiger Gemüths-Bewegung zu ihm gekommen wäre? — „Den Unglücklichen hatte die politische Wuth so besessen, daß das Sprüchwort immer mehr

in Erfüllung ging: Vor Aerger katholisch werden“ (S. 32.). So schreibt der, eigenem beständigem Versichern nach „redliche,“ „treugesinnte“ V. gegen St. da, wo er gegen den Unglücklichgeachteten, in behaglicher Ruhe gestreckt, sich warmbeschuhet fühlt, Angesichts des Freundes, der das Aergste zu fürchten und zu bestehen hatte für sich und die Seinigen!

S. 32. „Gleichwohl in demselbigen Jahre 1794 vermochte St., uneins mit sich selbst, seine beiden Söhne dem Schwager und Collegen Voß'ens, R. Boie, zu öffentlichem Unterricht zu vertraun.“ — „Aber niemals, eh Boie als ein Frommer „den langsamen Tod erwartete, lud ihn St. „in sein Haus, er, der mit allerhand „Adlichen sich gemein machte. Ein „rangloser Gelehrter oder Dintenmann, und „dabei Schullehrer mit dürftigem Gehalt,

„ist unserm deutschen Adel höchstens einer „gütigen Aufmerksamkeit, oder, wie St. „bei den Platonischen Gesprächen sagt, einer „banausischen Freundschaft würdig. Ein „Hochgeborner drechselt wohl selbst ein we„nig zum Vergnügen; den eigentlichen „Drechsler nutzt und verachtet er.“ — Nicht genug, daß V. dem St. es so hart und so gemein auslegt, daß er den Conrector Boie nicht in sein Haus geladen, (es ist ja die Frage, ob dem wackern Manne damit gedient gewesen wäre?) V. lockt noch ärgeren Schimpf aus einem Worte einer Anmerkung in St's Platonischen Gesprächen, wo es heißt: „Banausus bedeutet überhaupt einen Menschen von sitzender Lebensart.“ V. dagegen behauptet, es bedeute nicht einen „Menschen“ sondern einen „Handwerker“ von sitzender Lebensart“ und fügt hinzu: „Warum lieh unser Graf dem ver-

achtenden Wort einen so weiten Sinn, der auch den fleißigen Gelehrten ꝛc. umfaßt? Mitunter gewiß, wenn er dies Lieblingswort nachdrücklich mit Lächeln aussprach, war ich selbst, ohn' es zu ahnen, der banausische Freund!" — Daß St's Seele jedoch nicht daran dachte, den Stand des fleißigen Gelehrten in gräflichem Dünkel verächtlich zu machen, geht ja aus der von V. mitgetheilten Anmerkung St's selbst hervor, da St. sagt: „solche Menschen von sitzender und durch Fleiß erwerbender Lebensart wurden, als wenig fähig zu edlen Geistes-Beschäftigungen, gering geschätzt!" — War denn das dem V. nicht klar genug? Wenn V. die Alten so ins Deutsche übersetzt, wie er hier deutschen Text kritisch (judaice) übersetzt, dann kann man sich bei seinen Uebersetzungen und Allegaten, (nach Campe Anführun-

gen) wie bei seinen „Daher's," nicht genug vorsehen. — Wenn V. meint, St. möge ihn oft für einen banausischen Freund angesehen haben, so mag das immerhin wohl öfters der Fall gewesen seyn, nicht aber, weil V. kein Graf war, sondern weil er gegen St. oft so banausisch gebarte; denn banausisch (muß V. dergleichen so spät noch lernen?) heißt: gemein, illiberal, neidisch, und ein banausischer Freund ein gemeiner Freund, nicht sowohl dem Stande, als der Gesinnung nach. — So z. B. ist es ein ächt = banausischer Zug, daß V. als Dichter, Gelehrter und Uebersetzer, auf St. den Dichter, Gelehrten und Uebersetzer herabsieht, als auf einen hochgebornen Stümper im Drechseln, sich aber als den Meister im Drechseln andeutet, „zu vornehm für bürgerliche Bescheidenheit!"

S. 41. — 1796 „erbat sich V. Erleich=

terung, und der gütige Fürst gewährte ihm Zulage und einen Gehülfen nach eigener Wahl." — That St., der Einflußreiche, wie V. ihn überall darstellt, hiezu nichts? — Von St's freundschaftlich wohlwollender Gesinnung dieser Art nirgends ein Wort. —

S. 43. Während V. abermals bei Gleim war (Juni 1796), erhielt er von St. dessen Ode Kassandra zugeschickt, „mit dem Verlangen, daß er dieselbe, zum Beweise seines Abscheus" (vor den Revolutions-Gräueln,) „in den Almanach aufnehmen solle, und zwar ohne mildernde Anmerkung." — V., der so manches aus Briefen mittheilt, warum theilt er hier nicht jenen Brief von St. mit? — Wer kann nun, nach so manchen Fälschungen Stolbergischer gedruckter Worte, wissen, ob nicht V. auch hier gewälscht habe, um die Aufnahme der

„wüthenden" Kassandra in seinen Almanach für 1797 jetzt zu rechtfertigen? — Damit man, nach dem was V. von Gleim über Kassandra beibringt, nicht etwa glaube, Gleim habe über Illuminaten und Kassandra mit Voß gleich gedacht, und damit man von St. selbst erfahre, welcher Meinung er über Franzosen und Illuminaten jener Zeit gewesen sey, mögen hier aus dem Briefwechsel V's mit Gleim folgende Stellen mitgetheilt werden:

Gleim an St. (25. Juni 1796.)

„Ihre Kassandra hat uns (Voß war eben „bei Gleim) nur um Ihretwillen erschreckt, „hat im Hüttchen den Frieden, die Ruhe ge„stört! Daß Kassandra so nicht weissagen „mußte, dieser Meinung waren wir Alle. „Wer's mit der Menschheit gut meint, gießt „kein Oel in's Feuer, trägt keinen Spahn „zum Scheiterhaufen, ist klug wie die

„Schlangen und ohne Falsch wie die Tau„ben. Dieser Meinung waren wir Alle.“ — „Lassen Sie's, Theurer, bei der Unruhe, „die Sie dem ruhigen Hüttner machten, ja „doch bewenden, und machen Sie mit mehr „Bekanntmachung Ihrer Kassandra doch ja „nicht noch mehr Ruhige unruhig.“

Stolberg an Gleim: (Eutin 13. Juli 1796) „Mit herzlicher Dankbarkeit las ich „den lieben Brief, welchen die Voße mir „von Ihnen brachten. Bester Vater Gleim! „Ich war nicht gesonnen, den Frieden des „Hüttchens oder vielmehr dessen ehrwürdige „Ruhe zu stören. Das wollte, das will Kas„sandra auch nicht. Aber rügen will sie, so „lange man noch rügen darf. Die Mord„brenner will sie in Furcht jagen, und auf„merksam auf sie machen, ehe das Haus über „unsern Köpfen in Flammen steht.“ — „Fest „überzeugt von der Existenz, Macht und

„Abscheulichkeit dieses höllischen Bundes,
„glaube ich rügen zu dürfen, und rügen zu
„müssen, so lange wir noch nicht das schreck-
„liche und schändliche Schicksal von Frank-
„reich theilen; ein Schicksal, über dessen
„Wünschenswürdigkeit oder Verwünschungs-
„würdigkeit sich fast alle unsere Koryphäen
„zweifelhaft ausdrücken" ꝛc. „Nun les' ich
„den Homer, um meine heißen Rosse im
„Xanthos abzukühlen. Liebster Gleim, wer
„alle Jahr den Homer liest, ist gewiß kein
„Timon geworden."

Gleim an St. (29. August 1796):
„Schonen Sie, Theurer, bat ich Sie neu-
„lich, den Alten im Hüttchen! Damals
„kannt' ich das Buch, „Spartakus und
„Philo" noch nicht. Nun kenn' ich's,
„kenne nun die Illuminaten, habe auf
„einer Reise viel gehört von ihnen, Ro-
„senkreuzern, Freimaurern, Weltrepubli-

„kanern, bin nun so vollkommen wie Sie,
„mein Theuerster, überzeugt, daß es Ihre
„Illuminaten gegeben hat und noch giebt;
„nun erst versteh' ich Ihre Kassan-
„dra, geb' ihr Recht! — Recht? Nein,
„ganz nicht! Weil sie die unschuldigsten,
„unbefangensten Menschenkinder zu Mit-
„genossen des illuminatischen Wesens macht;
„weil sie anonymisch das Unwesen angreift,
„ich meine, weil sie nur andeutet, und
„der Unschuldigste Gefahr läuft, mit an-
„gedeutet zu seyn."

Stolberg's Antwort (16. September 1796): „Was wünschte ich mehr, bester „Gleim, als daß meine Kassandra ganz „unrecht hätte! Da ich mich aber davon „nie überzeugen konnte, so ist es mir sehr „lieb, daß Sie ihr halb Recht geben. „Das halbe Unrecht, welches Sie ihr „lassen, will ich nicht vertheidigen. Wenn

„Gleim meine Ausdrücke mißverstehen
„konnte, — daß Sie, Theurer, mein Herz
„nicht mißverstanden, das wußte ich — so
„muß die Schuld an meinen Ausdrücken
„liegen."

Diese Briefe bezeugen, daß St. keinesweges verständiger Mahnung unzugänglich war, sondern willig redlichem Freunde Gehör gab. Auch V. selbst bezeugt dies: (S. 44.) „St. theilt meine Empfindungen als alter Freund; die verwünschte Illumminaten-Sache ruht indeß."

Im Winter 1796—97 verfiel V. in eine tödtliche Krankheit; sein Arzt verlor alle Hoffnung; St. schrieb an Gleim (11. Decbr.): „Ernestine riß sich diesen
„Vormittag, als ihr Weinen V. zum
„Weinen gebracht hatte, von ihm los.
Ich ging mit ihr. Nach einer kurzen Stille schrieb sie auf eine Rechentafel

diese Verse aus einem Gedichte ihres Mannes:

„Geschehn, o Vater, soll dein Wille,
So ruft die Seel' und harrt in Stille,
Und alle Stürme ruhn.“

„Für diese liebe treffliche Frau, wie „für die hoffnungsvollen Söhne unseres „Voß, soll mit Rath und That gesorgt „werden. Aber wie viel verlieren sie an „diesem Manne und Vater!“

„Leben Sie wohl, lieber Vater Gleim, „ich umarme Sie mit inniger Ehrerbietung, „Wehmuth und Liebe.“

„In dieser Noth,“ sagt V., (S. 47) „war St. meiner schlaflos ausharrenden „Ernestine der alte herzliche St. mit Rath „und That.“ — (S. 48) „Was mir St. „in der Genesung war, das vergelt' ihm „Gott! — Erquickung brachte mir jetzt „der bekannte“ (stürmische) „Fußtritt, das

„freundliche Gesicht, das traute Gespräch!
„— In einer seligen Stunde des neuen
„Lebens sagt' ich dem Geliebten: Nun
„wird doch mein St. nie wieder irre an
„mir? — Er drückte mir die Hand mit
„tiefer Rührung und schwieg.“ — Gelobte
denn in dieser seeligen Stunde
nicht auch V., nie wieder irre zu werden
an St.?

Da nun Stolberg von V. überall dargestellt
wird als Freund in der Noth
mit Rath und That, da nirgend eine
Thatsache für das Gegentheil beigebracht
worden, so erfüllt es mit Widerwillen, diesen
Freund, von diesem Manne, der überall
der Redlichkeit und Treue sich rühmt, so
ewig mißdeutet und mißhandelt zu sehen!
Kaum hat man sich, nach so vielem Ach
und Weh, der „seeligen Stunde“ unter
den Freunden erfreut, so beginnt schon

S. 49 wiederum der alte Spuk mit allerlei Geklätsch!

Aus Obigem nun geht als Thatsache hervor:

Stolberg war, als Jüngling, rein menschlich, aufstrebenden Geistes, voll Biedersinn und schwärmerischer Liebe für Freiheit. Als Mann begrüßte St. die französische Revolution (mit den edelsten deutschen Männern) als „Morgenröthe“ und „hellen Tag der Freiheit.“ Zwischen V. und ihm fand dem Scheine nach das trauteste Verhältniß Statt. — Nachdem St. Präsident in Eutin geworden, ward der Verkehr zwischen ihm und dem V. weniger traut-gesellig, jedoch mehr noch durch des V. Ungeschick oder Unbehaglichkeit in vornehmer Gesellschaft als durch Stolbergs amtliche Verhältnisse. Für die Revolution erkaltete St.,

weil er für sein Vaterland Umwälzungen und Gräuel gleicher Art wie in Frankreich fürchtete. V. dagegen eiferte ferner für die Sache der Franzosen, und hoffte noch immer das Beste, wo St. das Aeußerste fürchtete. Die beiden Männer geriethen darüber in mancherlei Spannung und Mißverstand; V. witterte überall Junker, Stolberg überall Illuminaten. Voß zog sich schmollend immer mehr zurück; St. zeigte sich aber ferner überall als Freund in der Noth, mit Rath und That. Diesem nach erscheint der Graf F. L. zu Stolberg, gegen Voß wenigstens, nirgends als adelstolzer Junker.

Wir wenden uns nun zur Frage:

II. „Wie ward F. Stolberg, der Christ, ein Unfreier?"

S. 6. „Das Christenthum, in welchem die Stolbergischen Kinder aufwuchsen, war

Baumgartensche oder noch ältere Recht=gläubigkeit, in Gedächtniß und Phantasie aufgefaßt, und für das Herz Andachts-übungen nach pietistischer Art, so weit sie der vornehme Ton zuließ.“ — „Forscht in der Schrift! ward nicht geübt; sondern: findet in der Schrift, was die Dogmatik vorschreibt.“

Entschuldigte denn nicht wenigstens diese frühste Hinneigung zu dem, was späterhin das Gemüth zur katholischen Kirche so unwiderstehlich hinriß, den Grafen St. in des V. Augen? — Es ist ja vom stren=gen Lutherthum zum Katholizism nur ein geringer Schritt; in obiger Stelle von dem frühsten Christenthume der Stolberge ist das Wie der aufgestellten Frage klarer enthalten, als es in der ganzen übrigen Schrift dargethan ist.

S. 8. 9. „Von den 60ger Jahren an

ward die herrschende Dogmatik freier als zuvor beleuchtet. Männer wie Spalding ꝛc. lehrten nach Bibel und Vernunft das einfachere herzerwärmende Christenthum." — „Lavater, ein geistreicher und gefühlvoller Mann, aber an theologischer Kenntniß arm, schwärmerisch und eitel, seufzte und empfindelte gegen die „(Berlinischen)" Neuerungen, weitwirkend durch Phantasien für den vornehmen Modegeschmack, mehr noch durch heimliche Zirkelbriefe."

1775 verweilte St. bei dem vielgefeierten Lavater, „der Allen Alles zu seyn wußte." — „Darauf erschien 1776 „im deutschen Museum von St. ein begei„sterter Brief an Claudius voll Posau„nentons für den unvergleichbaren Lavater „gegen „„die Schulweisen, die, un„gehorsam dem Glauben, viel „schwatzen von Menschenliebe.""

„Obgleich am Schlusse des Briefs Clau-
„dius „„liebenswürdiges Weibchen““ hold-
„seelig gegrüßt, und Claudius von beiden
„Brüdern umarmt“ wird, dennoch „kein
„Wörtchen für Voß.“

Mißtrauisch schlagen wir das deutsche Museum nach, und finden (im 1sten Stück für 1776 S. 47) folgendes: „Aber, wenn
„Lavater redet von den Lehren jener Schrift-
„gelehrten, welche, wie übertünchte
„Gräber, mit gleißender Tugend
„sich schmücken, und dahinten las-
„sen das Fürnehmste im Gesetz, die
„Liebe zu Gott und den Gehorsam
„des Glaubens, welche viel schwa-
„tzen von Menschenliebe und nicht
„wissen, woher Menschenliebe ihre
„Kraft nehmen könne, und allein
„nehmen müsse;“ — Wie der V. die

Worte aus St's Briefe oben herausnimmt und zusammenstellt, geben sie den schlimmen Sinn, als höhne St. die Schulweisen, die, ungehorsam dem (Pfaffen-) Glauben, viel schwatzen von Menschenliebe, (die keinen Pfifferling werth sey in hochgräflichen Augen.) — St's Worte jedoch geben einen ganz andern, durchaus untadelhaften Sinn. — Ferner muß man aus dem Voß'ischen Briefschlusse glauben, als sey der Gruß an das Weibchen hochgräflich-galant, gegen Claudius selbst aber nur leutselig. Der Brief aber schließt so: „Leben Sie wohl, mein theuerster Freund! „Grüßen Sie Ihr liebenswürdiges Weib„chen, die in ihrer herzlichen Ein„falt mir so ehrwürdig ist, und „durch ihre Zärtlichkeit Sie so „glücklich macht. Mein Bruder um„armt Sie. Lieben Sie mich, wie

„ich Sie liebe! Vielleicht wissen „Sie noch nicht ganz, wie groß „diese Forderung ist!“ — Welch scheußlich = heimliches Gift weiß V. aus so herzenswarmen trauten Worten eines „Vierundzwanzigjährigen“ zu ziehen, aus Grimm, weil er, Voß, nicht auch gegrüßt und etwa umarmt wird. — Wie konnte dem „verständigen“ V. so auffallend und mißfällig seyn in einem Briefe nicht gegrüßt zu werden, welcher, seiner Behauptung nach, „so leicht, so dünkelhaft, so aufsprudelnd und bombastisch, so schnöd' und wegwerfend“ war? — Wie konnte V. gegen diesen Brief seines St. noch nach 43 Jahren einen so heftigen Grimm ausschütten? Er, derselbe, welcher den rasenden Cramer, der seinen Gleim, der Wieland, Schlözer und Möser als elende Obscuranten öffentlich zu beschimpfen gesucht hatte, so mild entschul-

digt, als „gut, talentvoll," aber „nur unbesonnen und wunderlich!?"

Indessen: „jedes Wiedersehen war Erneuerung unserer Bundes-Freundschaft," und nachdem V. 1782 nach Eutin versetzt worden, „ward V. mit St. vertraulicher als je." (S. 10) „Auch über göttliche Dinge" besprachen sie sich, „bei verschiedenen Ansichten, mit Ruhe, mit Herzlichkeit, mit Erhebung." — In Berlin hatte „Spaldings Weisheit und warme Frömmigkeit Stolbergs Verehrung und Liebe gewonnen." S. 10 wird ein „starker Beweis von Stolbergs damaliger" (ehrenwerther) „Gesinnung" beigebracht. S. 11. „So blieb es in den 80ger Jahren, bei seltenen Störungen." Abweichende Meinungen in Wissenschaft, Dichtkunst, und Religion ertrugen sie gegenseitig. „Wessen

aber war das Verdienst? Dieser Schrift nach wahrlich nicht Voßens!

S. 14. „Was St. zur Reise nach „Italien (1791—93) bewog, war (nach V.) „nicht der klassische Boden allein, sondern „ein dunkles Sehnen, nach dem Hauptsitz „der katholischen Religion.“ — „In Mün„ster blieb er einige Tage im Hause der „Fürstin Gallizin, und ward entzückt „von der „„Freundin des Philosophen „Hemsterhuys““ (vorher Diderot's) von „dem „„aufklärenden Staatsmann Für„stenberg““ von dem weisen „„und, bei „glühendem Eifer, milden Overberg,““ „und mehreren gleich milden Geist„lichen.“

Wenn man dies liest, so glaubt man wirklich die klaren Spuren des Katholikisirens hier schon in Händen zu haben; man sieht St. mitten unter Geistlichen,

entzückt von Allen. Begierig schlägt man die „Reise" nach, und findet nirgends, was V. als eigene Worte St's anführt, und weder ein „Entzücken" über die Fürstin und Fürstenberg und Overberg, als über mehrere Geistliche. Auch wird die Fürstin nirgends als „Freundin des Philosophen Hemsterhuys" aufgeführt, so wenig wie der Minister Fürstenberg als, „aufklärend." — Von der Fürstin Gallizin und Hamann dagegen sagt St. (S. 6 der Reise): „Beider kindliche Einfalt, im ächt evangelischen Sinne, heiligte ihre Freundschaft, und hob den protestantischen Weisen sowohl als die eifrige Katholikin über die ängstliche Bedenklichkeit ihres verschiedenen Bekenntnisses." — Und das „entzückt seyn" muß V. aus den

einfachen Worten St's herausgeschieden haben. „Mit Empfindungen, welche nur die besten Menschen erregen können, verließen wir Münster.“ — Mit solchen gefälschten *) Citaten anzuführen, sind wir nun schon von V. gewohnt, aber was hier jeden rechtlichen Leser empören muß, sind die förmlich gewälschten und eingeschmuggelten Worte: „Die Freundin des“ (frommen) „Philosophen Hemsterhuys“ welche Worte durch die Parenthese („vorher“ (des frevelnden) „Diderots“) mit dem scheußlichsten Gifte gesättigt werden, und den niedrigsten Vorwurf enthalten, der einer ehrbaren Frau entgegengezischt werden kann.

---

*) Lichtenberg gebraucht statt „fälschen,“ das eigene Wort „zer; Voßen.“ (S. Gött. Mag. 2ter Jahrg. 3tes Stück. S. 471) Voß selbst liebt dagegen das Wort „wälschen.“

(S. 14) „Vor der Reise sprachen V. „und St. einst lebhaft vom alten Italien „und Sicilien, V. auf- und abgehend, „St. in der Ecke sitzend. Als V. „lebhafter sich kurz wandte, sah er in St's „Gesichte, was er nie gesehn, ein Lächeln „so schrecklicher Art, daß er schauderte; „seiner Frau nannt' es V. ein wahnsinni- „ges und stärker." Was dies für ein „Lächeln" gewesen, ist schwer zu begreifen, da in dem Auffatze weder vorher noch nachher etwas Aehnliches vorkommt. Uebrigens muß in Stolbergs Gesichte, (S. 48 wird es ein „freundliches" genannt) ein mehr als satanisches Lächeln gewesen seyn, da es dem harthäutigen V. nicht etwa nur eine Ganshaut sondern ein Schaudern erregte.

V. bringt nun aus St's Reisebeschreibung allerlei vor, woraus dessen Katho-

lizism erhellen soll; daß St. aber (S. 40) in Heidelberg von „erzkatholischen“ Inschriften spricht, verschweigt er weislich und auf gut Voßisch.

S. 16. „Als St. am Weihnachtstage den Papst in der Peterskirche das Hochamt halten sah:“ — „wie verlor sich die altevangelische Einfalt im Gedränge der hierarchischen Herrlichkeit!“ In der Reise (II. 77.) findet sich Folgendes: „Die Musik, welche bloß aus 50—60 Menschenstimmen besteht, ohne Begleitung irgend eines Instruments, erhebt und schmelzt die Herzen der Hörer.“ — „Wir und einige „andre Protestanten knieeten weder bei der „Austheilung des Segens, noch als der „Papst bei der Messe den gesegneten Kelch „emporhob und ihn der Gemeine zeigte. „Wir ließen alle Menschen vor uns hin„aus gehen, und blieben noch etwa eine

„halbe Stunde in der Kirche. Diese erwei-
„terte und vergrößerte sich nach und nach
„vor unsern Blicken, je länger wir darin
„waren. Voll vom Eindruck, den sie auf
„uns gemacht hatte, gingen wir endlich hin-
„aus.“ — Kann ein Reisender mit mehr
altevangelischer Einfalt von der großen
Scene, von der prachtvollen Feier reden?
— V. findet dennoch schon hier St's
altevangelische Einfalt verloren. — S. 124
sagt St. von seiner Audienz beim Papst:
„Dieser Greis, welcher mit so feierlicher
„Würde seines Amtes pflegt, ist sehr an-
„genehm und freundlich in der persönlichen
„Unterredung. Ich fand ihn sitzend an
„seinem Arbeitstische, er ließ mich gleich
„neben sich sitzen, und sprach mit Lebhaf-
„tigkeit und Verstand über verschiedene
„Gegenstände.“ — Keine Spur von pa-
pistischer Bethörung, von papistischem

„Wahnsinn, von katholischer Ueberspannung „und neumystischer Frömmelei! —

Wir übergehen, nach diesen feinen Proben Voßischer Auslegung, das Uebrige, was V. aus St's Reise herauszerrt, zum Beweise seines schon damaligen Pfaffensinnes.

Im Juni 1793 besuchte Lavater, auf der Rückreise von Kopenhagen, Stolberg in Eutin, während Voß, „jenem ausweichend" in Meldorf war. L's Gespräche mit St. waren gewiß freundlich für zwanggläubiges Pfaffenthum, feindselig gegen vernunftgläubiges Christenthum." (S. 22.)

Im August 1793 kam die Fürstin Gallizin mit Herrn Overberg zu St. nach Eutin. Jene erschien V. selbst als „eine zurückgezogene Weltdame mit noch „reizendem Gesicht, geistreich, heiter

„unbefangen, gefühlvoll für alles „Schöne und Gute, wohlwollend „und entschuldigend." In Overberg sah V. „ein Bild altdeutscher Red„lichkeit, er war bescheidener Zu„hörer und anziehender Kinder„freund." — Des V. Hochachtung für beide ward erhöht durch ein Buch für Volksschulen, welches sie, unter Fürstenbergs Mitwirkung, verfaßt hatten: „ein wahr„haft christ-katholisches Buch, „dem der protestantische Mitbruder, bis auf „einzelne, für den Zweck der gemeinsamen „Religion unerhebliche Meinungen, von „Herzen beistimmen konnte." (S. 23)

Mit einem „tête à tête" zwischen der Fürstin und V. wollte es nicht recht gelingen; „dazu kam das Schautragen der Cäremo„nien: alle Freitage nach Lübeck in die „Messe, 4 Meilen weit, kein Fleisch am

„Freitage; nach der Mahlzeit ein hochfeier-
„liches Bekreuzen der Stirn und Brust!“
— „Den Herrn Overberg traf Ernestine
am Bett der kranken Gräfin Sophie, wie
er sie und ihre Kinder mit Legenden unter-
hielt.“ — V. machte die Gräfin Katha-
rina aufmerksam auf die Fürstin. „Sie
thun ihr Unrecht,“ antwortete die Gute,
„Sie glauben nicht, wie die Fürstin Sie
ehrt und liebt!“ Dann vertrauete sie dem
V., sie habe, im Vorbeigehn an der
Laube, gehört, wie Friz, im einsamen
Gespräch mit der Fürstin, voll Zorn sich
von V. zu trennen gelobt habe, und wie
mild die Fürstin ihn besänftigt! (S. 24)
Worüber war denn St. voll Zorn wider
V.? — Wofür aber soll man über-
haupt solch Geklätsch und Gespinnst
halten? —

S. 25. Nach einer Aeußerung St's

gegen Lavater vom Jahr 1800: daß er nach siebenjähriger Untersuchung den Schritt zur katholischen Religion gethan, begann die angebliche Untersuchung um diese Zeit, 1793.

S. 26. 27. „Während einer Reise des V. 1794, kam wieder ein Zug Münsterer nach Eutin: zwei jüngere v. Drost, und Katerkamp.“ — Lavater in seinem Briefe an St. den Katholiken stellt die Gallizin, die Droste und Katerkamp zusammen mit Sailer und Fenelon; „ihre Tugenden,“ sagt er, „sich zu eigen zu machen, würde er selbst, wenn das der einzige Weg wäre, noch wohl katholisch werden.“ Von Katerkamp schrieb Frau H. V.: „er scheine ihr ein sehr kluger und guter Mann zu seyn;“ und darauf: „sie habe auf dem Tische der Gräfin Sophie (St's Gemahlin) Mün-

sterſche Andachtsbücher geſehn, vier an der Zahl!“ — War denn das ſo erſchrecklich?

(S. 29. 30.) Um dieſe Zeit begann St. die Ueberſetzung „Platoniſcher Geſpräche“ (3 Bände). „Begeiſtert von der Gallizin, ſeiner Diotima, eifert er in den Anmerkungen wider die neuern Weltweiſen und Theologen mit gräflichem“ (alſo doch wenigſtens nicht mit Voß'iſchem) „Selbſtgefühl, zu vornehm für bürgerliche Beſcheidenheit.“ — „Aus einem Worte des Sokrates lockt er „(I. 159) die Lehre: eine Schrift habe „nicht völlig Beſtand ohne Ueberlie„ferung.“ — In St's Platon. Geſprächen nun ſteht: „Einer Schrift fehlet die „Sprache, welche Zweifel beantwortet; aber „die von Geſchlecht zu Geſchlecht fortwal„tende Ueberlieferung würde weni„ger Beſtand haben, als jene ohne ſie.

„Auch enthalten edle Schriften „einen Geist, welcher denjenigen, der ihn „zu erfassen weiß, oder der von ihm erfas- „set wird, gegen Mißverständnisse sichert.“ — Hiemit nun ist ja wohl nichts anders gesagt als: Ueberlieferung ohne Schrift hat weniger Bestand, als Schrift ohne Ueberlieferung, denn Schrift enthält einen edeln Geist, welcher vor Mißverständniß sichert. Stolberg sagt also ganz etwas Anderes, als V. herauswälscht. — Hienach würdige man nun das Voßische Verdammungsurtheil über St's Anmerkungen. — Warum mag aber V. nicht anmerken, daß St. gleich hinter einer andern (von ihm ebenfalls gewälschten) Anmerkung (I. 297) das ganze Freiheitslied des Kallistratos aus „einem Worte des Sokrates lockt?“ — That dies St. etwa auch mit „gräflichem“ Selbstgefühl?

S. 33. 34. „Im Winter 1794—95 starb der wackere Conrector Boie, welchen St., während seiner Krankheit, fast täglich besuchte. Einmal vernahm V. liebloses Gezischel über seine Religion. Als St. darauf in Voßens Zimmer stürmte, empfing dieser ihn mit den Worten: „heut müssen wir über ernsthafte Dinge uns aussprechen. Sie haben unser Verhältniß zu Gott wieder ein unchristliches genannt; das darf ich als Schullehrer nicht hingehn lassen.“ Das anfangs heftige Gespräch ward allmählig gelaßner, und endigte nach 3 Stunden in Wehmuth. St., sagt V., dachte vom Abendmal damals wie Zwingli. Luther's noch halbkatholische Vorstellung schien ihm „absurd“. Am 5ten April 1795 schrieb V. an Gleim: „St. duldet jetzt andere Ueberzeugungen mit Ruhe, mit Heiterkeit;“ und Ernestine: „Mit St. sind wir seit

Jahren nicht so herzlich gewesen, als jetzt; das thut uns innig wohl." — Wessen aber war das Verdienst?!

Es dauerte dies aber nicht lange. Die Versetzung eines bisherigen Schul-Gehülfen von V. brachte wiederum Unfrieden; wir wollen uns aber von hier an mehr auf solche Thatsachen wider St. beschränken, welche durch vorliegende Druckschriften oder sonst geprüft werden können.

S. 41. Während V. abwesend war, Juni 1796, „hatte St. bedeutende Fortschritte gemacht zum Ziele der Münsterschen Bekehrer. In des dritten Bandes Platonischer Gespräche Zueignung an seine Söhne, tönt schon die Losung: „Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist!" die er seitdem „zum papistischen Herrgott hinwinkend, unaufhörlich im Munde führt." — Es gehört doch wahrlich mehr

als nüchterne, d. i. kahle Religiosität dazu, um in jenen Worten eine papistische Losung zu finden!

„Und" fährt V. fort, „Seite 70 wird Sokrates, weil er Wahrheit und Tugend lehrte, ein Proselytenmacher genannt." Damit man nicht etwa glaube, daß dieses „weil" Stolberg's sey, und damit man nicht meine, St. habe damals oder je (wie V. öfter behauptet) einen Gräuel gehabt an den alten Classikern, als Heiden, so mag hier aus jener Zueignung folgende Stelle Platz finden: „Ich wünsche, liebe Kinder, und hoffe, daß ihr die Schriften beider Sokratischen Jünger, überhaupt alle Schriften der griechischen Weisen und ihre Dichter, dereinst in der Urschrift lesen möget." — Und zum Belege, daß das „weil" in obige Worte St's von dem V.

hineingewälscht, werde hier die fragliche Stelle selbst noch beigefügt: (III. 70.) „Ja, Sokrates war ein Proselytenmacher!“ in Beziehung nämlich auf die Worte in Sokrates Vertheidigung: (S. 43. 44.) „daß er, wo ihm etwa widersprochen werde von Jemand, er dennoch von solchem nicht ablassen, sondern ihn fragen, prüfen und mit ihm rechten werde, weil ihm der Gott solches gebiete!“

S. 50. Im August 1797 waren wiederum die Fürstin Gallizin und Overberg bei St. in voller Thätigkeit. (S. 51) Bald nach ihrer Abreise verbreiteten sich in der Gegend allerlei Witzwörtchen: „Der Protestant protestire in eins weg, bis er den Fürsten ihr Reich, dem lieben Gott seine Gottheit abprotestire.“

S. 52. 53. Im Sommer 1797 starb Bernstorf. Sein letzter wohlwollender

Gedanke war, die Formeln und Gebräuche des öffentlichen Gottesdienstes zu verbessern, für die Bedürfnisse des hellern Zeitalters. Die Bernstorf=Adlerische Agende erschien im December 1796. Die Geschichte der Umtriebe wider und für dieselbe muß man im Buche selbst nachlesen. Hieher gehört nur, daß St. (insgeheim) wider die Agende Theil nahm durch seine namenlose Flugschrift: „Schreiben eines Holsteinischen Kirchspiel=Voigts über die neue Kirchen=Agende. Hamburg 1798." — Dies kann höchstens dem strengen Lutherthum St's zum Vorwurfe gereichen, für den Katholizismus desselben beweiset es nichts.

S. 61. Als, gegen Ende Septembers 1798, St. von einer Reise zurückkam, brachte er, „der evangelische Kirchspielvoigt, der so geeifert für ächt augsburgisches Lutherthum," einen papistischen (katholischen)

Geistlichen mit, zur „Erziehung seiner evangelischen Kinder." — „Wer diesen Pfaffen aus Münster ihm zugeführt," weiß V. nicht. — Es ist alle diesem nicht also. — St. brachte (ob eben aus Münster, ist wenigstens gleichgültig) einen ausgewanderten Abbé, als Lehrer der französischen Sprache, mit nach Eutin, wie man deren damals fast überall in reichen Häusern fand. Daß dieser Abbé katholisch war, ja selbst papistisch, ist ohne Bedeutung, denn es gab und giebt deren keine lutherische. Warum aber bezeichnet der V. diesen Mann nur als „Pfaffen aus Münster," nicht aber als ausgewanderten Franzosen, welches offenbar näher lag und genauer war? — Zugegeben selbst, daß St. bei diesem Abbé, neben dem Unterricht in der Sprache, auch auf den religiösen Einfluß desselben auf die Kinder

gerechnet hätte, so fühlt jeder Rechtliche das Hämische und Gehäßige, welches dem V. den Ausdruck: „Pfaffen aus Münster" zutrug.

(S. 62. 63.) Ende Septembers 1798 erklärte St., daß er seine Söhne nicht länger in Voßens Schulunterricht lassen könne, „weil (?) bei Erklärung der Alten manches vorkomme, was seinen Grundsätzen entgegen sey." — Sollte wirklich St., der seinen Söhnen so angelegentlich das Studium der Alten in der Grundsprache empfahl, und der selbst in jener Zeit mit Uebersetzung einiger Tragödien des Aeschylos beschäftigt war, (sie erschienen 1802 zu Hamburg) jenes „weil" gebraucht haben? — Vermuthlich sagte St.: weil, bei Erklärung der Alten, V. gar vieles vom Zaune bräche, was seine Söhne an ihrem Vater irre machen müsse.

(S. 66.) V. verlangte, bei Entlassung der Stolbergischen Söhne aus der Schule, ein Zeugniß von St., „daß, wenn seine Kinder bei ihm etwas Stolberg Anstößiges gehört hätten, er nicht V. anklagen müßte, sondern sich selbst, da er des V. Grundsätze vorhergewußt." St's Antwort war „ausweichend," worüber es zu heftigem Brief- und Wortwechsel kam, so daß die Frau Voß endlich darauf bestand, daß die beiden alten Freunde sich trennen sollten, um sich nicht länger das Leben zu verbittern.

St. war der Gedanke der Trennung unerträglich, jedoch schied er „äußerst sanft und gerührt," und sie sahen sich seitdem seltener.

(S. 71.) „Während solcher Zurück-„ziehung kam V. einmal in St's Zimmer, „sah auf dem Schreibtisch ein großes elfen-

„beinernes Crucifix aus Münster," (S. 95 nennt V. es ein „gräßlich gebildetes") „und betrachtete es. St. ward unruhig. „Lassen Sie," sagte V. „die Knochen da „unter dem Kreuze wegnehmen; sie sind „ja von Missethätern, von Hingerichteten „der Schädelstätte." — „Sie haben Recht, „antwortete St. beruhigt." — Welche nüchterne, herzlose Ungefügigkeit des V. wider St., dessen religiöse Stimmung doch nur jenem vollkommen bekannt war! Das bloße Betrachten des Kruzifixes machte St. schon Unruhe, weil er von neuem beleidigende Vernunftreden und Nackenschläge *) fürchtete, so daß St. froh war, als V. nur eine triviale Bemerkung vorbrachte, über etwas, das zu den Symbolen der Kruzifixe gehört. — Wie bitter läßt es V.

*) „Nackenschlag," nach V. so viel als „böse Nachrede." (S. Sämmtl. Ged. V. 302.)

dem in dieser Zeit tausendfältig bestürmten St. bei jeder Gelegenheit fühlen, wie er, V., als Protestant, sich „warmbeschuhet" dünke, gegen ihn, der Ruhe des Herzens nur in der katholischen Kirche zu finden hoffte!

S. 73. „So oft Voß auch sagte: St. „ist katholisch oder wird's, doch täuschte „ihn dieser manchmal in die heitern Agnes-„Tage zurück." — Warum soll es denn immer ein Täuschen seyn, wenn St. dem V. liebenswerth erscheint? — „Bei den Oden, die V. im Winter 1799—1800 dichtete, ward er zuweilen ein Göttingischer Bundes-Bruder." — Wiederum und selbst aus jener schlimmen Zeit Zeugniß, wie unverändert St. gegen V., den Freund und Dichter, geblieben, in heiterer und treuer Gesinnung. Wir finden nirgend,

daß V. das Gleiche von sich zu vernehmen gegeben habe.

S. 76. „Als St. am 9ten August „1800 nach Eutin zurückkam, ließ er die „Söhne noch für lutherisch gelten, doch „behielt er sie streng in Aufsicht. Die „That selbst, und deren Zeit und Umstände, „wurden so sorgfältig verhehlt, wie der „Ursprung des tückischen Kirchspielvoigts. „Warum das? und wozu?“ — Daß St. seinen Uebertritt zur katholischen Kirche anfangs weder öffentlich verkündigte, noch dem V. vertraute, wird ihm Niemand verdenken. Was er von letzterem zu erwarten hatte, war leicht vorauszusehen. Da er den Entschluß gefaßt hatte, seine Stelle in Eutin niederzulegen und die Gegend ganz zu verlassen, schien ihm (wie wohl jedem) verständiger, seinen Uebertritt erst bei seinem Abschiede öffentlich zu erklären.

Was V. aus dem Geheimhalten hervorlockt, als sey es fortdauerndes tückisches Heucheln gewesen, fällt St. „dem Abirrenden“ nicht zur Last.

Weßhalb, aber und wozu, darf man fragen, die unsägliche Voßische Nachspürung, wo, wann, wie denn eigentlich nur der Uebertritt selber geschehen seyn möge? Hatte denn V. nicht genug daran, zu wissen, daß er wirklich geschehen sey? Aber V. hätte gar zu gern noch mehr im Einzelnen erzählt (geklatscht), wie Stolberg, der Uebersetzer des Aeschylos und Homeros, „der Freiheitssänger,“ der „Adler der Freiheit,“ gar eine seltsame Figur dabei gespielt habe!

Die Frage: wie ward St. ein Unfreier? ist mit alle diesem nun beantwortet, denn weiter, als bis zum wirklichen Uebertritt, konnte St. nicht unfrei werden. Es

wird also nun von S. 76 ab noch beigebracht, welchen Abscheu St's Uebertritt überall erregt habe, und wie St. nach seinem Uebertritt auf alle erdenkliche Weise und auf das Empfindlichste von den Eutinischen „Guten" gekränkt und gemißhandelt worden sey.

S. 82. Das Erste, was V. wider St. that, nachdem er (am 5ten August 1800) von St's eigner Schwester förmlich den Uebertritt erfahren hatte, war, den in seinen Augen höchst unglücklichen Freund, auf alle mögliche Weise, mit allen Nesseln des nüchternsten und gröbsten Protestantismus zu brennen und zu prickeln, und ihn möglichst empfinden zu lassen, wie unsäglich lächerlich und abscheulich er nun ihm und den andern „Guten" erscheine. Zuerst sandte er St. am 9. August die Schimpf- und Hohn-

Ode: „Warnung," welche einen tiefen Blick gewährt in die gefühllos-ungefüge Sinnesart des V.; denn nachdem er selbst mit allerlei schmerzlichen Redensarten eingestanden, daß St. für den Protestantismus in der Kirche verloren sey, nachdem er den wirklich geschehenen Uebertritt vernommen, thut er nicht gegen St., was er (S. 94) von sich rühmt, einem gelehrten Benediktiner gethan zu haben; er sagt seinem St. nicht etwa: Ich beschwöre dich, da der Schritt nun einmal geschehen, daß du nun, als Katholik im ächten Sinne, zur Religion der Liebe durch Lehr' und Beispiel Irrende zurückzuführen bemüht seyest," sondern er sendet dem Freunde, nachdem er ihm den Zutritt in seine Wohnung versagt hat, jene Ode, worin er ihn „Pfaffenknecht" schimpft, und ihm von

„gebacknem Gotte" ꝛc. redet, und welche mit der übermäßigen Strophe endet:

„Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des knoblauchduftigen Rabbi's Messer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Tand und Bethörung."

Gebot ihm sein Herz, dem unglücklich geachteten Freunde, welchen er (S. 88) „den Erbarmungswürdigen" nennt, solches zu sagen? Gebot es ihm die so oft selbstgerühmte Redlichkeit und Treue, die so oft gepriesene ächt-evangelische Gesinnung? — Es darf nicht übersehen werden, daß, obgleich im Verlauf des Aufsatzes so manche Strophen aus Oden und Liedern wider St. mitgetheilt werden, von dieser Ode nur folgendes herausgemildert wird:

(S. 82. 83.) „Der Hauptgedanke der „Ode ist: den menschenfeindlichen Satz, „außer der römischen Kirche sey kein Heil,

„wie mild man ihn dir auch gedeutet habe, „mußt du künftig im wahren Sinne des „Papstthums annehmen; dazu den Mönchs„ablaß, den du verabscheutest; dazu die „Brodverwandlung." — Warum theilte V. nicht die Ode selbst mit? — Aber die Schaam vor dem höhnischen Machwerk schlug ihm vielleicht in's Antlitz herauf, wenn solches bei ihm möglich ist; denn der Sinn der Ode ist: Ich habe dir's oft genug gepredigt, was „Gleichmuth und heitern Blick zur Gottheit" verschafft, aber du hast nicht hören wollen. Da haben wir's nun! Anstatt wie sonst (mit mir und durch mich) ein „Adler der Freiheit," bist du nun ein „Pfaffenknecht." Nun fliehe, wenn du kannst! — Als protestantischer brauchtest du wenigstens den Glazenpfäfflein nicht zu gehorchen. Da siehe nun du zu! —

Und welchen Zweck hatte V. bei dieser Ode? — „St. selbst umzulenken, die Hoffnung war schwach, aber die Ode schien ihn zum ernsten Gespräch über die Kinder von Agnes stimmen zu können.“ —.

(S. 82.) St. erwiederte: „Es wird ganz von Ihnen abhangen, ob Sie mich sehen wollen. Stürmisch werden Sie mich nicht finden, auch nicht mich stürmen machen, selbst dann nicht, wenn Sie von dem, was ich nach langer Prüfung wählte, im Ton Ihres Gedichts sprächen. — Sie werden bedenken, lieber V., daß ich meinen andersdenkenden Freunden, wie der von den seinigen angefochtene Hiob, sagen könne: Irre ich, so irre ich mir. Diese Sache ist eine Sache zwischen Gott und mir; und so ist es auch meine Leitung oder Mißleitung der Kinder, welche nicht Menschen, denen ich Rechen-

schaft schuldig wäre, sondern Gott mir anvertraute. (S. 83) —

Aus alle diesem nun folgt:

St., streng lutherisch erzogen, der Phantasie wie dem Gefühl in allem Religiösen mehr zu eigen, als der nüchternen Vernunft; angezogen von geistreichen, liebenswürdigen und achtungswerthen Freunden in der katholischen Kirche; abgestoßen von der Nüchternheit und Willkür ewiger Veränderungen, Neuerungen und Abklärungen in der protestantischen Kirche, und geschreckt von dem nicht eben sinnlosen Wahne: daß das politische Freiheits-Streben in seiner Uebertreibung auch die religiöse Freisinnigkeit über alle Gränzen der Kirche mit sich fortreißen werde, fühlte sich unwiderstehlich zu der katholischen, fester umfriedigten, Kirche hingezogen, und opferte endlich, da er weder heu-

cheln, noch das ihm Heiligste nur halb thun und erfüllen konnte, Alles auf, um zu ihr selbst überzugehen. Es ist jedoch kein Zeugniß vorhanden, daß er zur „Nacht hildebrandischer Verunreinigung" übergegangen sey, und es finden sich nirgends im Voßischen Aufsatze Beweise, daß der von Allen die ihn kannten geschätzte und geliebte St., seit seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, dem ächten Lutherthume hat schaden, oder daß er papistischem Unwesen hat Proselyten machen wollen. Eben so wenig, daß St., in Verfolgung der Andersdenkenden durch Feuer und Schwert pfäffische Lust und Verdienste gesucht. Dagegen sind Zeugnisse genug vorhanden, daß in St's Anneigung an die katholische Kirche vor Allem die christliche Liebe mit Wort und That bis an sein Ende vorgewaltet habe.

Bemerkenswerth ist hier noch, daß V., welcher Verfolgung in der Kirche überall als das Gräuelvollste mit vollem Recht und so lebendig darstellt, daß dieser selbe V. in seiner Ode an Sir John Andre (von 1772) diesem zur Pflicht macht, es in seiner Heimath zu rühmen, daß in Deutschland unter andern,

„Unserer Männer Arm
Noch mit blitzendem Schwert, Freiheit und Vaterland
Und den himmlischen Glauben schützt!"

In den sämmtlichen Gedichten (Königsb. 1802, III. 20.) hat V. diese Stelle zwar abgeändert, aber wo findet sich in St's frühern oder spätern Druckschriften etwas dem Aehnliches, was so unumwunden dem (gleichviel ob protestantischem oder katholischem) Pfaffenthum angehört?

S. 85. 86. wird endlich noch folgendes

von dem spätern Thun Stolbergs beigebracht. St. habe in der Vorrede zu seiner Geschichte der Religion Jesu S. XVII.—XX. gelehrt: „Nur seine Kirche „biete die Gnadenmittel; kein Andersdenkender habe Ansprüche auf Seeligkeit, am „wenigsten der Verf. der „Warnung“ „(dessen Ausdrücke er braucht). Denn ärger „und gefährlicher, als Gott und Unsterblichkeit läugnen, sey dessen „im Staube „seiner Schule““ ergrübelter, und mit entwandtem Reize der Offenbarung geschmückter Unglaube. Das waren St's letzte „Empfindungen, die er öffentlich über mich „äußerte.“

Wir schlagen St's Gesch. d. R. J. auf und lesen die von V. angeführten Seiten der Vorrede, und finden? — Nichts, Nichts von dem was V. lügt, daß es dort stehe. Nicht Ein Ausdruck aus der

Voßischen „Warnung,“ nicht Ein Wort vom Verf. derselben, nicht Ein Wort, daß ein Andersdenkender keine Ansprüche habe auf Seeligkeit! — Lese jeder die Seiten XVII — XX jener Vorrede selbst nach; hier sey nur der Absatz mitgetheilt, in welchem die Worte „im Staube seiner Schule“ vorkommen: „Gefährlicher aber „ist der Unglaube, der mit Ansprüchen „des Stolzes von dem Erbe der De„muth Besitz nehmen zu können, uns „schmeichelnde Hoffnung giebt. Er „(der „Unglaube)“ nimmt auf von der Religion, „was ihm ansteht, aber er legt bei Seite, „was ihm in ihr mißfällt. Was er „(der „Unglaube)“ in ihren Urkunden fand „und nutzt, will er (der Unglaube) in dem „Staube seiner Schule gefunden oder „ergrübelt haben.“ — Wenn nur ein reif gewordener „Papist“ zu solcher „Kost

erstarkt," wie St. auf jenen Seiten seiner Vorrede vorsetzt, so bliebe dem religiösen Gemüth wirklich nichts anderes übrig, als je eher je lieber zum Papisten heranzureifen. — Wie kann aber der V. die protestantische Kirche so herabwürdigen, daß er ihr die Fähigkeit zu solchem urchristlichen rein menschlichen Sinn abspricht! — Das verdammen, was St. dort sagt, heißt nicht die päpstliche sondern die christliche Kirche überall verdammen. —

Voß beruft sich, in Rücksicht seiner letzten Gesinnung gegen St., V. 86 auf seine Ode an Jacobi," (Lyr. Ged. I. 243.) auf sein „Lied an einen Verirrenden" (III. 290.) und „der trauernde Freund" (IV. 65.) — Man lese diese Gedichte und vergleiche Sinn und

Ton derselben mit dem, was St. seit 1800 sang und schrieb!

S. 88. St. hatte geklagt darüber, daß Jacobi und V. ihn „von sich stießen.“ Als er am folgenden Tage die Geburt eines Sohnes ansagen ließ, schrieb ihm V.: „Halte den nicht für Unfreund, der seitwärts geht, weil er nicht helfen kann. Seegen dem Gebornen.“ — (Ging denn V. seitwärts, wenn er Stolbergen, dem er nicht helfen konnte, eine höhnische „Warnung“ in's Haus schickte?) — St. antwortete: „Dieses Wort „von Ihnen, vielleicht Ihr letztes an mich „in dieser Welt, war ein freundliches. Es „ging nicht verloren. Herzlichen Dank „und Gottes Seegen über Sie, über die „liebe Ernestine, und alle Ihrigen.“ — Antwortet auf solches so ein wüthender, unduldsamer, verketzernder Pfaff? — Da-

gegen schrieb V. an Gleim einige Tage darauf: (V. 89.) „Da steht das große Kind, das sein Müthlein gefühlt hat, und forttrotzt!“ — Schreibt so, nach solchem, ein ächtevangelischer Christ? —

S. 89. Den Eutinischen „Guten“ blieb nun nichts übrig als zu flüchten. — Jacobi, obgleich er mit flüchtet, wird dennoch von V. schwer getadelt, daß er nicht auch noch auf gut Voßisch auf den „Erbarmungswürdigen“ losgehauen habe, sondern „für weise hielt, durch halbe Einräumungen sanft belehrend in der Mitte „zu stehen. Er verdarb es,“ sagt V. „mit der Vernunft und Unvernunft.“ — Der bereits vollendete Jacobi muß sich diesen liebevollen Nachruf des V. nun wohl gefallen lassen!

S. 89 schreibt V. an Gleim: „Klop-„stock hat den dringenden Zumuthungen „St. zu sehen sich gefügt. Seine Be-„dingung: Kein Wort von Religion, die-„sen stummen Verweis, hat St. sich ge-„fallen lassen.“ — Damit man hieraus nicht etwa vermuthe, Klopstock habe wie V. wider St. gewüthet, sey hier mitgetheilt, was Kl. selbst an Gleim geschrieben: *) 27sten Decbr. 1800. „Unser „St. hat, bei seinem so großen Irr-„thume, eben so viel Größe des Her-„zens durch seine Aufopferung für „das gezeigt, was ihm jetzo Reli-„gion ist.“ — (12ten Mai 1802) „Un-„ser Friz Stolberg kommt ja nach Wernige-„rode zur Hochzeit; er stört die Freude

*) Gleim's Leben von Körte S. 332—336, und Klopstocks Briefwechsel in Gleim's literar. Nachlaße.

„seiner protestantischen Freunde ge„wiß nicht; er vermehrt sie viel„mehr durch sein Betragen.“ — Auch Claudius betrachtete, wie Klopstock, Stolberg als einen „evangelischen Glaubenshelden.“ — Gegen diese Ansicht von Kl. und Cl. richtete V. alsbald das ohne Witz und Spitze plumpe Epigramm: (Lyr. Ged. IV. 337.) „Unbändigkeit.“

Nach allem diesem nun klingt es doch höchst seltsam, wenn V. (S. 90) „die „holde bekannte Stimme der verklärten „Seelen, Jacobi und Claudius, aus „ihren reineren Höhen der Wahrheit“ also hört: „Sey brav! verhehle nichts, was „uns Irrenden entfuhr, damit der Scha„den geheilt werde und verziehn!“ — Was widerfährt denn dem dunkelndsten Glazenpfäfflein anderes, wenn er, mit gleich-ge-

spitztem Ohre, die holde bekannte Stimme der Heiligen hört: „Sey brav! drauf, drauf auf die Ketzer, ohne Schonung, damit der Schaden geheilt werde und verziehn?! — Warum aber hört V. nicht auch die holde bekannte Stimme der verklärten und mit St. jugendlich verbrüderten Seelen Hölty und Miller? — Aber auch Hölty's Frömmigkeit war dem V. nicht geheuer, und in Hölty's Leben tadelt er Miller, weil dieser in seinen Gedichten (S. 454.) von Hölty sagt: „Seine Religion war: Glaube, Liebe, Hoffnung. Sie floß aus der Bibel in sein Herz. Das ewige Raisonniren, Rectificiren, Distilliren, Sichten und Sieben der Religion, das jetzt (1783) manche Theologen bis zum Uebermaaß und Ekel treiben, war ihm für den Tod zuwider. Sein Stab und Anker war Christus." — Dieses Sinnes war St. und ward deshalb, noch ehe er an ka-

tholisch werden dachte, von V. gehöhnt und verlästert.

— Im October 1800 verließ St. Eutin, ohne mündlichen Abschied, welchen St. sehnlich gewünscht, V. aber beharrlich abgelehnt hatte. Nur die Frau V. vermocht' es, von St. schriftlichen Abschied zu nehmen. St. antwortete: „Mir ist, seit ich katholisch bin, kein alter Freund darum weniger werth geworden.“ — „Mögen wir uns wiedersehen, dort, wo sie, die hienieden schon zum Engel reifte, unser harret. — Gott sey mit Ihnen und mit V. und mit Ihren Kindern! Ich umarme sie beide, mit Wehmuth und mit herzlicher Liebe!“ — Aus dem Worte „mögen“ bereitet V., noch zu guter Letzt, den heillosen Satz: daß St. ihm und den Seinigen die Möglichkeit seelig zu werden wünsche! — Nehme sich jeder doch wohl in Acht,

dem Herrn Hofrath V. Herzliches in Wehmuth und Liebe zu schreiben! —

Alles was von S. 94 bis an's Ende über die Gräuel papistischer Alfanzerei gesagt wird, gilt vollauf wider diese, nicht aber wider St., so wenig als wider den lutherischen V. gelten kann, was der lutherische Melchior Göz eifernd geiferte.

Die Darstellung des Verfahrens eines gräflichen Curators der Kieler Universität gegen diese und ihr Seminarium ist unterrichtend und warnend, und muß im Aufsatz selbst nachgelesen werden, wie überhaupt Alles vom Mißbrauch religiöser Principien zu politischen Zwecken durch adeliche Vorstände. Solches ist um so mehr zu beherzigen, je mehr jetzt hier und da ein poetisches Pfaffenthum mit poetischem Junkerthum vereinigt hervorduckt,

um, zu eigenem Frevel, über anderen Lärm zu machen.

Obgleich V. der Greis (S. 5) sich vorgenommen hatte, nichts was seitab liege auszusagen, so ist ihm doch gar vieles dem feindseligen Gemüth entfahren, was mehr als seitab liegt. Dahin gehört was S. 13 und 58—60 wider die Familie Schimmelmann, was S. 24 von der Tochter der Fürstin Gallizin, und was S. 25 von der Frau von Drost geklatscht wird, so wie die weitläuftige Beschreibung seiner Ohrenteufelei S. 44 und seiner Krankheit S. 47.

Was die unwürdigen Klätschereien über Claudius betrifft, so haben die Söhne desselben bereits in den öffentlichen Blättern alles das, was V. von ihrem Vater erzählt, für baare Unwahrheit erklärt. So auch Herr Perthes. Die „Rechtfertigung"

Voßens ist wie man sie erwarten durfte, — gewälscht. Unter andern versichert er den „lieben Söhnen von Claudius“: „Nirgend wird Eures trefflichen Vaters Denkart herabgewürdigt.“ — Wodurch aber in aller Welt wird Jemandes Denkart herabgewürdigt, wenn nicht durch die öffentliche Behauptung: er habe niederträchtig geschrieben zu Gunsten der Junker, aus Dankbarkeit für „Geschenklein,“ „Tropfen für den Durst“!?

Solcher durchlöcherter Schild blieb dem V. nur übrig, „die lieben Söhne von Claudius“ abzuwehren.

So nun hat der V., was er für religiöse und politische Freiheit, wider Junkerthum und Pfaffenthum, in seinem Aufsatze Gutes gesagt hat, durch die überall und durchaus unredliche Behandlung Stolbergs unwirksam und werthlos gemacht,

ja völlig entehrt. Oeffentliche Tugend kann nur durch Privat-Tugend geheiligt und geadelt werden. Ohne letztere ist erstere nur prahlerisch-trügende Marktschreierei.

Wir haben, um nicht zu ermüden, mit obigen Auszügen uns begnügen müssen; sie sind jedoch mehr als hinreichend, um jeden Rechtlichen, Wahren und Guten, — auch den, welcher alle Beschuldigungen der Pfafferei und Junkerei von ganzem Herzen zugiebt, ja in die Bitterkeit der Anklagen ganz einstimmt, — durch den giftigen Ton und die überall durchblickende Unredlichkeit gegen den ehemaligen, so oft so hochgepriesenen, Freund zu empören. Fühlte, oder vielmehr wußte der V. nicht, daß auch die erloschene Freundschaft noch geheiligte Rechte behält, die kein Rechtlicher aus den Augen setzen darf? — Welch ein abscheuliches Bild stellt der V. von sich, dem

Dichter der Luise, auf, indem er, dem großen Publikum gegenüber, seinen Freund, vom ersten Zeitpunkte seiner Bekanntschaft mit ihm an, bis auf den letzten Abschied von ihm, mit wahrer Criminal-Lüsternheit, sogar aus Weiber-Zetteln und Haus-Geklätschen, förmlich protokollirt, und mit der gefühllosesten Emsigkeit das Verdammungsurtel des alten Freundes zusammenrabulirt! —

Der V. wird mit dem Tone dieser Beurtheilung um so mehr zufrieden seyn müssen, je mehr er mit jedem rechtlichen Menschen darin einverstanden seyn wird, daß jedes Fälschen und Wälschen vogelfrei seyn und bleiben muß!

Um den entsetzlichen Mißton dieses „letzten" Wortes von Voß an Stolberg einigermaßen zu lösen im Gemüth des Lesers, und um die Manen sowohl des durch die vorlie-

gende Schrift ebenfalls schwer beleidigten redlichen Gleim als des frommen Stolberg einigermaaßen zu sühnen, mögen hier die letzten Worte dieser Freunde an einander stehen: *)

Gleim an Stolberg.

„Am Rande des Grabes eile ich, meinem theuersten Friedrich Leopold Stolberg für sein Geschenk (Aeschylos), den Beweis seiner fortgedauerten Liebe, herzlich zu danken, und das letzte Lebewohl meines irdischen Lebens, bis zum Wiedersehn im himmlischen, aus dem Innersten meiner ihm treu gebliebenen Seele, dem theuersten Unsterblichen zu sagen."

Stolberg's Antwort.

„Liebster Vater Gleim! Mein ganzes Herz sagt Ihnen unaussprechlichen Dank für Ihr liebevolles Schreiben, welches mich tief erschüttert, und bis in's Innerste meines Lebens dringt. Gottes Seegen über Sie, theurer

*) S. „Gleim's Leben" von W. Körte. S. 361.

edler Greis! Aus seiner Fülle wünsch' ich Ihnen alles Gute, alles, was auf der Waage des Heiligthums gut und köstlich erfunden wird! Ich kann nichts mehr sagen, weil mir das Herz so voll ist. Aber ich reiche Ihnen die Hand, lieber Vater Gleim, mit der herzlichsten Ehrerbietung und Zärtlichkeit. Ich reiche sie Ihnen mit inniger Wehmuth, zugleich aber mit der herzerhebenden Hoffnung, Sie einst dort wieder zu umarmen, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen ist, zur Rechten des Vaters der Freude und des Lebens und der Liebe, ohne welchen weder Freude noch Leben ist. Ich drücke Sie an mein Herz."

Gleim's letztes Wort an St.

„Ihr Schreiben, Theuerster, hat am Rande des Grabes mich erquickt, ist mir eine Muse gewesen. Meine Hand liegt in der Ihrigen! Lassen Sie uns irdische Wesen so vollkommen wie möglich seyn, bis wir himmlische seyn werden."

II.

Nachdem vorstehende Beurtheilung der Voßischen Schrift bereits im Drucke war, erhalten wir die Beantwortung der letzteren, unter dem Titel:

„Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des H. H. Voß wider ihn. Nach dem Tode des Verf. vollendet von dem Bruder herausgegeben. Nebst einem Vorwort des H. Pfarrdechant Kellermann in Münster. Hamburg bei Perthes und Besser 1820.“ 8. (8 Gr.).

Im Vorwort berichtet der Herausgeber, wie der seelige Stolberg nur mit höchstem Widerwillen zur Beantwortung der Voßi-

schen Schrift sich genöthigt gefunden habe, weil er „es der Wahrheit und seinen Kindern schuldig gewesen,“ und daß er, „6 Stunden vor seinem Tode, die um sein Bett herumknieenden Seinigen beschwor, nicht zu rügen, wenn sie meinten, daß jemand ihn beleidigt habe.“ — „St. bekam die Voßische Schrift erst am 14ten November. Er wollte und konnte täglich nur wenig daran arbeiten. Seit dem 28sten November unterblieb es ganz.“ Er wollte seiner Schrift eine „Aufforderung an den H. H. Voß“ beifügen, starb aber, noch vor Vollendung der Schrift selbst, am 5ten December.

„Mit ruhigem Vertrauen,“ beginnt St's Schrift, „in alle, die den H. H. V. und mich persönlich, oder auch nur aus seinen und meinen Schriften kennen, würde ich seine Schmähschrift unbeantwortet lassen,

wenn er — nur den Anstand, nicht auch die Wahrheit verletzt hätte.“ — „Welcher Leser wird sich mißleiten lassen von einem Manne, dem das Geheimniß der Briefe nicht heilig ist; der nach vielen Jahren Worte, die der unbefangene Freund gegen ihn äußerte, diesem oder einem dritten wehe zu thun, dem Publikum mittheilt; der viele Jahre lang die Gäste seines Freundes belauerte, und sie jetzt beschimpft?“ S. 5 u. ff. wird ein Bild von Emkendorf und vom Grafen F. v. Reventlow gegeben, welches dem von V. aufgestellten in Allem geradezu entgegengesetzt ist. — Das Wichtigste aber in dieser „Abfertigung“ ist, daß (S. 7 und 8) die von Voß auf das künstlichste ausgewitterte Vermuthung: St. sey in dem „heschadlichen“ Emkendorf, im Hause des protestantischen Grafen Fr. v. Reventlow zur

katholischen Kirche übergetreten, in eine pur-Voßische Lästerung verwandelt wird, durch die einfache Erklärung St's, daß er erst im Anfang des Juni 1800 in Münster wirklich katholisch geworden sey. — Eben so wird der Voßische Vorwurf der Verfälschung eines Briefes von Lavater an St. (S. 8—10) bündig entkräftet, und die von Voß einem angeblichen Gerüchte gefällig nacherzählte widrige Geschichte von einer Beschwörung des Geistes der seeligen Agnes, durch Bischoffwerdersche Kunst, (S. 11) als „albernes Mährchen" zurückgewiesen. — Wegen der in der Voßischen Schrift, nach Briefen von Gleim an die Frau H. V., erzählten „unglaublich bösen Dinge," welche, durch St's vorgebliches Pfaffenthum, auf Schloß Wernigerode (nicht Werningerode) vorgefallen seyn sollen, beruft sich St. (S. 13) „auf das

Zeugniß der ganzen eben damals zu Wernigerode versammelten Familie," welches Zeugniß nun abzuwarten ist, um auch hierüber entscheiden zu können. — Wenn V. in seiner Schrift behauptet: F. H. Jacobi habe gleichen Abscheu, wie er, gegen den katholisch gewordenen St. gehegt, so wird auch dies S. 19 u. 20 und durch die Beilage I. urkundlich widerlegt, so daß dem H. H. V. nicht das mindeste Recht verbleibt, seine Gesinnung und Ansicht mit der Jacobi's auch nur im Mindesten gleich zu stellen. Jacobi stellte vielmehr, in einer Gelegenheitsschrift von 1802, da V. noch im heftigsten Wüthen gegen St. war, folgendes Bild von St. auf: „eine schönere Großmuth, ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern

Menschen Herz. Und, o des Himmels voll Liebe hinter seinem biedern Auge!" — Welch ein anderes Bild, als die Frazze, welche V. von seinem alten Freunde ausgestellt hat! — Auch Gleim und Klopstock werden (S. 23 — 25) von St. entschuldigt und gerechtfertigt und sorgfältig aus dem Voßischen „Wir" herausgeschieden, wie solches schon in der Beurtheilung der Voßischen Schrift selbst geschehen konnte. — S. 18 sagt St.: „der H. H. V. und seine Frau sind die einzigen Freunde, welche ich, meines Ueberganges zur katholischen Kirche wegen, verloren habe." — Ob V. aber überhaupt je Freund gewesen und seyn konnte, ist schon oben bezweifelt worden. Auf derselben Seite wird die schon in der Beurtheilung der Voßischen Schrift aufgestellte Vermuthung: daß V. in seiner Schule gar manches den

Söhnen St's Gehäßiges möge vorgebracht haben, bestätigt durch die Versicherung St's, daß V. in der Schule oft gegen Einrichtung des Stolbergischen Hauses gestichelt, ja sogar einst Stolbergs Söhne laut aufgerufen habe, „sie sollten sagen, wie viele Sclaven (so nannte er die Bedienten) ihr Vater habe?" —

St. vollendete seine Schrift nicht; „es wurde ihm zu lästig," sagt Graf Christian St. in der Fortsetzung S. 34, „länger bei jenen giftigen und niedrigen Verläumdungen zu verweilen, die wider ihn und seine geliebtesten Freunde nicht allein aus der Luft gegriffen, sondern aus der Hölle geschöpft waren." — Es werden dann von dem Bruder „kurze Ergänzungen" gegeben, welche wir hier um so mehr übergehen können, da sie mit dem völlig übereinstimmen, was sich uns bei Beurtheilung

der Voßischen Schrift bereits aufgedrungen und ergeben hatte. — Als Hauptursach, weßhalb V. seine Schrift wider St. geschrieben, wird angegeben: „das Bedürfniß des H. Hofraths, sich an Erzeugungen dieser Art zu ergötzen, mag wohl in seinem Innern zu tief eingewurzelt seyn;“ und daß V. sie eben jetzt erst, und nicht früher oder später, herausgegeben, davon sey der Grund nur der erfolgte Tod Jacobi's, welchen V. habe abwarten müssen, um sodann ohne Verzug die geschmiedeten Pfeile, „mit ächtem, so lange im Heiligthume der Voßischen Freundschaft distillirtem Gifte gesalbt,“ mit Greises-Hand abzuschießen. — S. 46 sagt Graf Christian von seinem Bruder: „die an mich in kräftiger Gesundheit noch in der letzten Hälfte des November-Monats geschriebenen Briefe beweisen,

mit welcher Ruhe, mit welcher Schonung und mit welcher Milde er die Voßische Schrift gelesen, ja wie er weit mehr von mitleidsvollem Erbarmen mit dem Unglücklichen als von Unwillen durchdrungen gewesen sey. Nur die Verläumdungen wider seine, als solche angegriffene, Freunde empörten sein Gerechtigkeitsgefühl." — Letzteres beurkundet auch wirklich die vorliegende Schrift überall; sie zeigt unwidersprechlich: daß St. gegen V. überall und immer gerecht und wohlgesinnt geblieben. Dagegen aber, und hätte V. bei seiner Schrift wider St. die edelste, reinste, und preiswürdigste Absicht gehabt, so haftet auf ihm der unauslöschlich-schimpfliche Flecken, daß er in der gefühllosesten Ungefügigkeit seiner Selbstsucht nicht müde ward, das scheußlichste Zerrbild von einem alten Freunde mit solcher Geflissenheit auszumahlen, und

sich dabei ächt = evangelischer Gesinnung und des wahren Protestantismus zu rühmen. — Wer, und wenn er sich in keiner Rücksicht zu dem katholisch gewordenen St. hingezogen fühlen möchte, wer fühlt sich nicht mit Abscheu erfüllt vor solcher Voßisch = protestantischen Freundschaft! Warlich, wenn Voß dereinst an die Pforte des Himmels kommt und poltert und ruft: Macht auf! und der heilige Petrus „aus der leise geöffneten Thür',“ nach ihm fragt und jener trotzig erwiedert: ich bin ein im Anhauch griechischer Luft vollkommen aufgeklärter Protestant, und habe, als solcher, meinem liebsten Freunde, weil er katholisch geworden, das Herz zerrissen! so wird der Heilige sich entsetzen, und anstatt: „dort auf die Bank,“*) ergrimmt ausrufen: „dort unter die Bank, zu den Gewissenlosen!“ — Und wie, wenn der „redliche Pfarrer von Grünau“ den Gräuel erfährt?!

*) S. Luise v. J. H. Voß. 1ste Idylle, V. 348 u. ff.

III.

Mit Obigem verbinden wir die Anzeige der in derselben Angelegenheit so eben uns zugekommenen Schrift (von Krummacher):

„Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter bei Gelegenheit des Buches Sophronizon und Wie Friz Stolberg ein Unfreier ward? — Asmus zu dem Kaiser von Japan: die Mißverständnisse in der Welt, Sire, kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht versteht. — Eßen, bei Bädecker. 1820." 8. (6 Gr.)

Dieser Briefwechsel, nicht sowohl des verstorbenen Mathias Claudius, als des unsterblichen „Asmus", mit seinem gleichunsterblichen „Vetter Andres", betrifft

zwar hauptsächlich die Voßische Schmähschrift wider St., es ist aber darin auch von Beßerem und Wichtigerm die Rede, und zwar auf die anziehendste Art, in dem einfältig-derben und herzlichen Tone, welchen Asmus, „omnia sua secum portans," vor etwa 50 Jahren zuerst so angestimmt hat. — Der ehrliche Andres nämlich, welchem V. und St. „gute alte Bekannte" waren, gedachte bei Lesung des Voßischen Aufsatzes im Sophronizon, „sich der alten Zeiten noch einmal zu freuen;" aber das war ihm „übel bekommen und war ihm heiß und kalt dabei geworden, bevor er zu Ende war, also daß ihm dabei der Verstand schier ausgegangen" (S. 1. 2.). In diesem „intricaten" Falle nun wendet er sich an seinen „hochedelgebornen hochgelahrten Herrn Vetter" Asmus. — Dieser, ohne die Voßische Schrift

selbst auch nur gesehen zu haben, räth ihm, dieselbe noch einmal zu lesen; dagegen aber verwahrt sich Andres auf's eifrigste, denn das sey ihm pur unmöglich; sein Verstand habe nicht finden können „auf weßen Seite die Wahrheit eigentlich sey," und er stehe zwischen Beiden, „wie der wohlbekannte Esel zwischen den beiden Heubündeln." Er bittet deshalb Asmus flehentlich, zu entscheiden, ob hier wirklich „etwa nur zwei Heubündel und er der Besagte seyn möchte" (S. 5. 6.). Da erklärt sich dann Asmus: „nachdem er die Voßische Schrift nun selber gelesen, sey ihm selbst recht leid und wehe drum gewesen, und er wäre gleichermaaßen mit seinem Verstande auf den Strand gelaufen, wenn er nicht dabei gedacht hätte: „es sey unter den Beiden nie eine rechte wahre Freundschaft gewesen." (S. 7.) St., so will's mir vorkommen,

hatte das lebendige Bedürfniß und Sehnen nach einer verbrüderten Seele, nach einem Herzensfreunde. Und so kommt er mir vor wie eine Rebe, die nach der Ulme sucht. V. ist ihm nie eine Ulme gewesen, — hat es auch nicht seyn können." — „Und da Freundschaft nie da gewesen, so konnte sie auch nicht zerrissen werden. — Aber ihr Name selbst und ihr Bild hätten doch sollen heilig gehalten werden." (S. 10.) — Asmus sucht dann seinem Vetter zu beweisen: „daß St., der sogenannte Unfreie, seiner innern Natur nach eine Rebe sey, eine Weinrebe," daß aber V. seiner Natur nach keine „Ulme für diese Rebe" sey, sondern eher ein „glatter Obelisk." (S. 10 — 13.) Wem fällt hier nicht der Reim Basilisk ein? — „Die edle St.-Rebe suchte immer die rechte Ulme," suchte in Griechenland, in Italien, in Rom —

„Andres, das Weinen sitzt mir näher als das Lachen, wenn man solche edle bedürftige Natur, wie eine Waise den Vater, suchen siehet. Er fand immer nicht, und kehrte dann wieder zu seinem Jugendgenossen V. zurück. Das hätte er nicht gekonnt, wenn ein Stammbaum ihm so hoch und viel gegolten hätte. Nein, er suchte nach einem Stammbaume, der nicht im Geblüt noch in dem Willen des Fleisches, sondern anderswo seine Wurzel habe.“ — (S. 15.) — Es wird dann näher gezeigt wie Voßens Christenthum eigentlich gar kein Christenthum sey, ja der Verf. streicht (S. 16.) das „Luisengedicht“ aus der Zahl der christlichen aus, „obwohl es darauf Anspruch macht und sich dessen das Ansehn giebt, auch Pfarrer und Küster nebst Formularen und Seegen nicht darin fehlen.“ — „Ein Christenthum,“ sagt der Verf., (S. 17.) „welches den Irokesen und Rennthiermelker

in sich aufnimmt, ohne sie ganz und gar innerlich umzuwandeln und äußerlich ihre Götzen unter die Füße zu treten, ist mir kein Christenthum, sondern ein Irokesenthum, welches so lange bestehen mag, als Gott will." Und S. 18: „Ich brauche dir nicht zu betheuern, daß ich dem Homer und Confuz und jedem Pferde- und Rennthiermelker den Himmel und die ewige Seeligkeit von Herzen gönne — vielweniger irgend einen verdammen sollte; aber ich meine auch, Christenthum sey Christenthum, und Evangelium Evangelium, und mag nicht „„den Eiszapfen am Dache des Toleranz-Tempels."" Was gehen mich die andern ausländischen Bäume an; der sie hat wachsen lassen, wird schon sehen; mir gebührt nicht richten noch abhauen. Aber das Christenthum ist ein besonderer Baum für sich selbst, ein Baum des Lebens, und hat eine ganz andere, ja die gerade entgegengesetzte Art,

Natur, Gestalt und Richtung als alle andere Bäume und Gewächse." — „Die St.=Rebe sehnte sich nach einem Baum des Lebens, eben weil der Baum des Erkenntnisses ihr nicht genügte. Und dieser Lebensbaum däuchte ihm kein anderer zu seyn, als das Christenthum, und zwar so, wie es dasteht, mit allem dem was nicht von der Welt, sondern über der Welt ist."

Im 6ten Briefe wird die Frage: „ob St. aus einem Freien ein Unfreier geworden?" verneinend beantwortet: — „Vorerst däucht es mir doch ein wenig verwegen, daß (V.) der ehemalige Freund von seinem dito=Freunde so vor aller Welt damit anfängt, er sey ein Unfreier geworden, und ihm gleichsam das Haar abscheert und zum Sclaven macht, deßhalb, weil er zur katholischen Kirche übergegangen." — „Das Christenthum, in seiner reinen evangelischen Gestalt, dünket Vielen

eine Knechtschaft des Geistes, denn sie erkennen nicht, daß wir von Natur leibeigen sind. So können sie nicht fassen und begreifen, daß das Evangelium und der Glaube die Leibeigenschaft tilge und hinwegnehme, und die Freiheit der Kinder Gottes gebe und gewähre."— St's Uebertritt wird als Irrtritt bedauert, nicht als Verrath und Herabwürdigung dargestellt. — „O Freund und Bruder, der du auswärts" (in einer andern Kirche) „suchest, du erkennst die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt — du willst durch deine und Anderer gute Werke deine Gerechtigkeit aufrichten." (S. 32.) — „Kurzum, es muß Einen dauern, wenn man sieht, wie eine schöne Rebe, weil ihr die Ulme fehlt, die überall dem Lichte freien Zutritt läßt, sich an ein altes Gemäuer schlingt." (S. 34.).

Vom 7ten Briefe an werden noch die Fragen untersucht und beantwortet: „Wie's möglich sey, daß einer könne päpstisch werden?" und „wie es möglich sey, vor allen in unsern erleuchteten Zeiten, daß so Manche

zur katholischen Kirche übergehen?" — worüber die letzten drei schönen geistreichen Briefe die befriedigendste Auskunft geben. Wir erlauben uns nur den Schluß des letzten Briefes herzusetzen: — „Er (der Herr) lebet und wir leben auch und — protestiren gegen alles Todte und Tödtende, und die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. — Die Liebe ist das Leben des evangelischen Protestantismus." — „Alles andere ist Stückwerk. Lebe wohl, und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christo Jesu."

Die gegebenen Auszüge werden dem Leser schon hinreichend andeuten, daß diese Schrift, ihrem ganzen Sinn und Geist nach, vollkommen wider Voß zeuget. Ja sie enthält und erweckt den Vorwurf wider V., daß dessen starre Unchristlichkeit der wahre und letzte Grund war, daß St. endlich am Protestantismus verzweifelte, und nur in der katholischen Kirche das erwartete, wonach seine Seele sich sehnte! — Gewiß endlich ist, daß diese Schrift

weit richtiger und gründlicher als die Voßische die Frage beantwortet: wie es kam, daß St. Katholik ward? — Daher kam es: weil kein Philippus sich seiner brüderlich annahm, sondern ein V. sich ihm unchristlich und lieblos entgegen protestantete.

Als Gegensatz zu dem Schluß der obigen Anzeige der Stolbergischen „Abfertigung" schließen wir gegenwärtige mit der Nachschrift: (S. 52.)

„So eben vernehme ich, daß St. in die Wohnungen des Lichts und des Friedens und der ewigen Liebe hinübergegangen ist. Da wird er nun in Herrlichkeit gefunden haben, was er in Schwachheit suchte, und wird lächelnd auf unsre Kirchen herabsehen."

Berichtigungen.

S. 26. Z. 11. lies zerklärt statt erklärt.
" 36. " 12. l. abgewandt st. angewandt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Körte, Wilhelm,

Beurtheilung der Voßischen Schrift: 'Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?'
und einiger andern damit verwandten Schriften

Amsterdam 1820

Biogr. 1119 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067178-8